

FAMA  
Feministisch-  
theologische  
Zeitschrift  
20. Jahrgang  
August 2004

# FAMA 3



Anders – wie denn sonst

Am Samstag, dem 4. September 2004, findet in Basel die 3. Schweizer Frauensynode unter dem Motto «anders – wie denn sonst?» statt. Diesen Anlass möchten wir FAMA-Redaktorinnen für einmal in besonderer Weise würdigen, indem wir ein Heft der FAMA diesem Thema widmen und ergänzend zur Synode einen eigenen, zum Teil auch theoretischen Zugang beitragen wollen. In den Händen halten Sie nun, liebe Leserin, lieber Leser, das Produkt unseres Nachdenkens und unserer Diskussionen zum Thema «anders – wie denn sonst?» Als Autorin konnten wir auch die Hauptreferentin der Frauensynode, Andrea Maihofer, Inhaberin des Lehrstuhls für Gender Studies an der Universität Basel, gewinnen. Des Weiteren wird das Thema von einer Philosophin (Andrea Günter), einer Ethnologin (Stefanie Gass), einer Theologin (Jacqueline Sonogo Mettner) und einer Historikerin (Karin Grütter) unter die Lupe genommen. Und auch eine feministische Glosse (Silvia Strahm Bernet) darf natürlich nicht fehlen! Was bei unserem Heft herausgekommen ist, ist – wie so oft – anders, als wir es uns an unserer Redaktionssitzung gedacht haben. Es lebe die Differenz, die Andersheit, die Verschiedenheit! Lesen Sie selbst!

Die Frauensynode ist ein spirituell-politisches Frauenprojekt, das bereits eine knapp zwanzigjährige Geschichte hat. Blenden wir kurz zurück:

1986 traf sich eine Initiativgruppe, welche die Idee eines Schweizer Frauen-Kirchen-Tages aufnahm und 1987 zum ersten Schweizer Frauen-Kirchen-Fest nach Luzern einlud. Unter dem Titel «Frauen in der Kirche – Kein Platz? Ein Platz? Mein Platz?» versammelten sich am 24. Oktober 750 Frauen und hörten den Aufruf der unterdessen verstorbenen Germanistin und Theologin Marga Bührig: «Wir Frauen sind Kirche – worauf warten wir noch?» Die grosse Teilnehmerinnenzahl ermutigte die Organisatorinnen weiter zu machen – der Verein Schweizer Frauen-Kir-

chen-Fest wurde gegründet. Im Frühling 1990 fand in Interlaken das zweite Schweizer Frauen-Kirchen-Fest statt, an dem über 1000 Frauen zur Frage «Frauen – Macht – Kirche» einen Tag lang arbeiteten und feierten. Bereits zwei Jahre später – 1992 – pilgerten wieder 1000 Frauen nach Basel, wo das Arbeitsmotto «Der Hoffnung liebe Töchter – Zorn und Mut» lautete. Angesteckt von der Idee einer Frauensynode, die bereits in Holland, Deutschland und Österreich Fuss gefasst hatte, fand 1995 in St. Gallen die 1. Schweizer Frauensynode statt. Wieder kamen 1000 Frauen zusammen zum Thema: «Frauenarbeit zwischen Champf und Befreiung». An dieser ersten Frauensynode wurde beschlossen, die Anliegen im Bereich «Frau und Arbeit» sowohl innerhalb des Vereins wie auch in einzelnen beteiligten Verbänden und Gruppierungen weiter zu bearbeiten. Die zweite Schweizer Frauensynode fand im Herbst 2000 in Biel zum Thema «Sichtwechsel – Schichtwechsel» statt. Heute nun, vier Jahre später, schaut die Frauensynoden-Bewegung nicht nur auf zahlreiche Schweizer und regionale Frauenkirchen-Anlässe, sondern auch auf zwei Europäische Frauensynoden zurück: 1996 in Gmunden (Österreich) und 2004 in Barcelona (Spanien).

Anders – wie denn sonst? So lautet nun das Motto der 3. Schweizer Frauensynode. Im Programm der Frauensynode heisst es dazu einleitend: «Das Thema der 3. Schweizer Frauensynode ist beeinflusst von der Region beider Basel mit ihrer multikulturellen Tradition, ihren hervorragenden Integrationsprojekten, ihrer Dreiländer-Position, ihrer Stadt-Land-Auseinandersetzung und ihrer toleranten humanistischen Vergangenheit. Wir verbinden Politik und Spiritualität miteinander und ermöglichen Begegnungen von Frauen mit Frauen, Frauenorganisationen, Expertinnen, Einsteigerinnen, Neugierigen. Frauen müssen sich heute vielen Herausforderungen und Veränderungen stellen. Ihre Vielfalt der Lebensentwürfe, ihre Talente, ihre Erfahrungen und Kreativität machen sie zu Expertinnen im Alltag, im Beruf, in der Familie, in der Kirche und in der Politik. Wie können wir miteinander leben, wie gehen wir mit den Andersheiten und Verschiedenheiten um? Frauen leben farbig, vielfältig, anders.»

Diversity, Differenz, Verschiedenheit ... sind Stichworte, die heute überall herumschwirren. Differenz ist ein Begriff, der in der Alltagssprache negative Assoziationen auslöst. «Es gab Differenzen ...» oder «wir haben uns zur Differenzvereinbarung getroffen ...». Bei Auseinandersetzungen setzt man sich aus-einander und denkt sofort zwei ver-

schiedene Lager, wo einander entgegen Gesetze ihre Positionen klar machen und verteidigen. Der Begriff der «Geschlechterdifferenz» wurde von vielen Männern «als eine Kampfansage verstanden» (Annemarie Pieper) und hat entsprechende Mechanismen der Abwehr hervorgebracht: z.B. Lächerlichmachen von geschlechtsspezifischen Diskriminierungen und unwirksames Abtun von «feministischer» Propaganda. Differenz ist in den letzten Jahren aber auch in der feministischen Diskussion zu einem Schlüsselbegriff geworden. Die Unterschiede zwischen Frauen, ihre unterschiedlichen sozialen, politischen, ökonomischen, kulturellen und religiösen Kontexte, rückten in den Mittelpunkt und die Anerkennung der Vielfalt und Verschiedenheit von Frauen wurde zum zentralen Postulat. Frauen sind divers – «Ich bin gross, ich bin schwarz, ich bin anders» sagt die berühmte Tennisspielerin Venus Williams. Frauen sind nicht nur so, sondern so und so und so ..., eben anders – wie denn sonst?

Gibt es aber zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch so etwas wie eine Frauenbewegung ob all der Verschiedenheiten unter Frauen? Können wir überhaupt als Frauen noch Forderungen stellen, wenn sich «das Subjekt Frau» auflöst – und wenn ja, wie? Was heisst Frauen-Verschiedenheit für das politische Handeln? Sind Frauen als Frauen noch handlungsfähig? Ist die Quotenfrage längst überholt, gar tabu? Ist Feminismus out oder – wie die Autorin Nicole Müller im Dezember 2003 zur Abwahl von Bundesrätin Ruth Metzler im Tagi schrieb – erfolgreich ausgemerzt? «Feminismus? Meine Güte, ist das nicht diese Geschlechtskrankheit, die wir inzwischen auskurieren haben? Ob Mann oder Frau – das trötet inzwischen jeder Durchschnittsbürger ins Mikrophon – ist eigentlich egal. Hauptsache der Mann ist halbwegs gut. Dann ist es auch egal, wenn man auf die Frau verzichtet ...»

Andersheit, Verschiedenheit, Diversity ... sowohl die neue FAMA als auch die Frauensynode sind eine Einladung zum Nachdenken über Andersheiten.

Monika Hungerbühler

# Andere Familienformen – neue Geschlechterarrangements

Andrea Mailhofer

Die Familie ist eine zentrale Institution der Gesellschaft. Was in und mit ihr geschieht, ist von grosser Bedeutung für die Entwicklung einer Gesellschaft. Dies führt dazu, dass die Familie ein sehr polemisch aufgeladenes Thema ist, egal ob von ihr in den Medien berichtet, in der Politik über sie verhandelt oder in der Wissenschaft über sie geforscht wird. Von ihrem Zustand scheinen Wohl und Wehe der Gesellschaft abzuhängen. Unstrittig ist inzwischen, dass die Familie sich derzeit im Wandel befindet. Als markanteste Veränderung von Ehe und Familie gelten die steigenden Scheidungszahlen, der Rückgang von Eheschliessungszahlen und der dramatische Geburtenrückgang seit Mitte der sechziger Jahre. Schliesslich wird der Wandel auch an der Zunahme kinderloser (Ehe)Paare und alleine lebender Personen festgemacht. Strittig ist allerdings das Ausmass und die gesellschaftliche Bedeutung des Wandels. Manche sprechen sogar von einer Krise der Familie. Die Veränderungen seien derart, dass die Familie ihre gesellschaftliche Aufgabe nicht mehr erfüllen könne. Was aber wandelt sich nun eigentlich aktuell an der Familie? Welche Entwicklungstendenzen lassen sich feststellen?

## Pluralisierung der Familienformen

Derzeit findet eine «Pluralisierung familialer Lebensformen» statt. Damit ist zum einen gemeint, dass das bislang vorherrschende traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie immer mehr seine Monopolstellung verliert und daneben andere Formen familialen Zusammenlebens zunehmend an Bedeutung gewinnen. So gibt es inzwischen eine wachsende Zahl von alleinerziehenden Eltern, grösstenteils aufgrund von Scheidung bzw. Trennung, teilweise aber auch aus einer bewussten Entscheidung für genau diese Lebensweise. Ebenso nimmt die Zahl von unehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern zu. Ausserdem gibt es inzwischen auch homosexuelle Familien mit leibli-

chen bzw. adoptierten Kindern (wenn dies auch in der Bundesrepublik oder Schweiz noch sehr restringiert ist). Daneben existieren mittlerweile vielfältige Varianten an so genannten «erweiterten Familien» oder auch «Fortsetzungsfamilien» bzw. «Patchworkfamilien». Sie entstehen vor allem durch Wiederverheiratung bzw. durch das Eingehen neuer Beziehungen nach einer Scheidung oder Trennung. Dabei kommen die verschiedensten Familienkombinationen zustande. Zudem lässt sich eine wachsende Neigung zur Entwicklung individuell gestalteter Wohnformen beobachten: von ganz traditionellem Zusammenwohnen über Wohngemeinschaften, Wochenendfamilien (Leben in verschiedenen Städten) bis durchgehend getrenntem Wohnen.

## Ehe und Familie fallen nicht mehr automatisch zusammen

Die für die traditionelle bürgerliche Familie konstitutive Verbindung von Ehe und Familie beginnt sich zu lockern. Diejenigen, die sich für ein Leben mit Kindern entscheiden, müssen heute nicht mehr notwendig heiraten. Das heisst nicht, dass es nicht auch Situationen und Lebensverhältnisse gibt, in denen uneheliche Familien stigmatisiert werden. Und die rechtlichen Regelungen privilegieren noch immer die Menschen, die im Rahmen der Institution Ehe eine Familie gründen. Doch die Akzeptanz der unehelichen Familie ist gestiegen. In manchen gesellschaftlichen Milieus interessiert es nicht einmal mehr, ob Menschen verheiratet sind oder nicht bzw. ob Kinder ehelich oder unehelich sind. Auch deutet sich an, dass Heiraten heute für manche mehr mit der Beziehung zu tun hat, mit einer Dokumentierung ihrer Ernsthaftigkeit und Dauer, und weniger mit den Kindern oder dem Gefühl, dass zur Familie Ehe gehört.

## Verbindung von Familie und Heterosexualität wird in Frage gestellt

Ebenso gibt es Anzeichen, dass sich die früher konstitutive Verbindung von Familie und Heterosexualität zu lockern beginnt. Zunehmend werden auch gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern als Familie angesehen und wollen auch als solche angesehen werden. Allerdings zeigt die Kontroverse um die Forderung nach einer institutionellen Anerkennung der «Homo-Ehe», wie konstitutiv im traditionellen Familienmodell Familie, Ehe und Heterosexualität miteinander verbunden sind und wie sehr diese Forderung die bislang zentrale Verknüpfung in Frage stellt: Die Ehe gilt als erster Schritt zur Familiengründung und ihre soziale Funktion erfüllt sie nur dann, wenn sie in eine Familie mündet; eine Familie gründen können aber, so das Argument, auf «natürlichem Wege» nur heterose-

xuelle Paare und deshalb sollen nur sie eine eheliche Verbindung als Voraussetzung der Familiengründung eingehen dürfen.

Gerade am Beispiel der Homo-Ehe aber wird sehr deutlich, dass derzeit Lebensformen entstehen, die nicht nur das traditionelle Modell der Familie (und der Ehe) problematisieren, sondern die auch als Hinweis auf *gelebte* Neudefinitionen von Familie begriffen werden können. An dieser Forderung wird aber zugleich auch deutlich, wie stark die Wirkmächtigkeit der Ehe als gesellschaftlicher Institution und Konvention immer noch ist. Für viele scheint die eigene Beziehung nur durch eine Eheschliessung eine angemessene Form zu erhalten, nur die Ehe eine adäquate Dokumentation ihrer Ernsthaftigkeit und Dauer zu sein, eben auch für Menschen, die in einer homosexuellen Beziehung leben.

## Verständnis von Familie wird pluraler

Dies alles impliziert, dass sich nicht nur die Formen der Familie pluralisieren (im oben angesprochenen Sinne), sondern auch das Verständnis von Familie. Immer weniger wird Familie durch eine bestimmte Norm oder überhaupt durch eine Norm definiert, eher durch eine bestimmte existentielle Qualität. So ist es inzwischen durchaus möglich, dass Paare, ob nun verheiratet oder nicht, heterosexuell oder nicht, mit Kindern oder nicht, als Familie angesehen werden. Als entscheidend gilt vor allem das Selbstverständnis und die Eigendefinition der jeweiligen Personen. Ausschlaggebend ist, was gelebt wird und wie das, was gelebt wird, empfunden wird. Das heisst, Familie wird vor allem über ihre emotionale Qualität bestimmt: Sie wird mit einem Ort identifiziert, wo immer jemand da ist, wo geholfen und zugehört wird, als ein Ort der Geborgenheit und Vertrautheit, wo man sein kann, wie man ist. Neu ist daran sicher nicht dieses Gefühl selbst. Neu ist, dass die Definition von Familie sich zunehmend auf diese *emotionale* Qualität zu reduzieren oder zu konzentrieren scheint. So wird eine Familie heute weniger aus konventionellen Gründen gegründet, weil es sich eben gehört, auf diese spezifische Weise zu leben, sondern weil die Vorstellung besteht, nur in der Familie diese emotionale Qualität für sich selbst finden bzw. für die eigenen Kinder schaffen zu können. Deshalb ist die Familie – jenseits aller spezifischen Formen – für die Menschen nach wie vor so wichtig. Es scheint bislang keine Alternative zu geben.

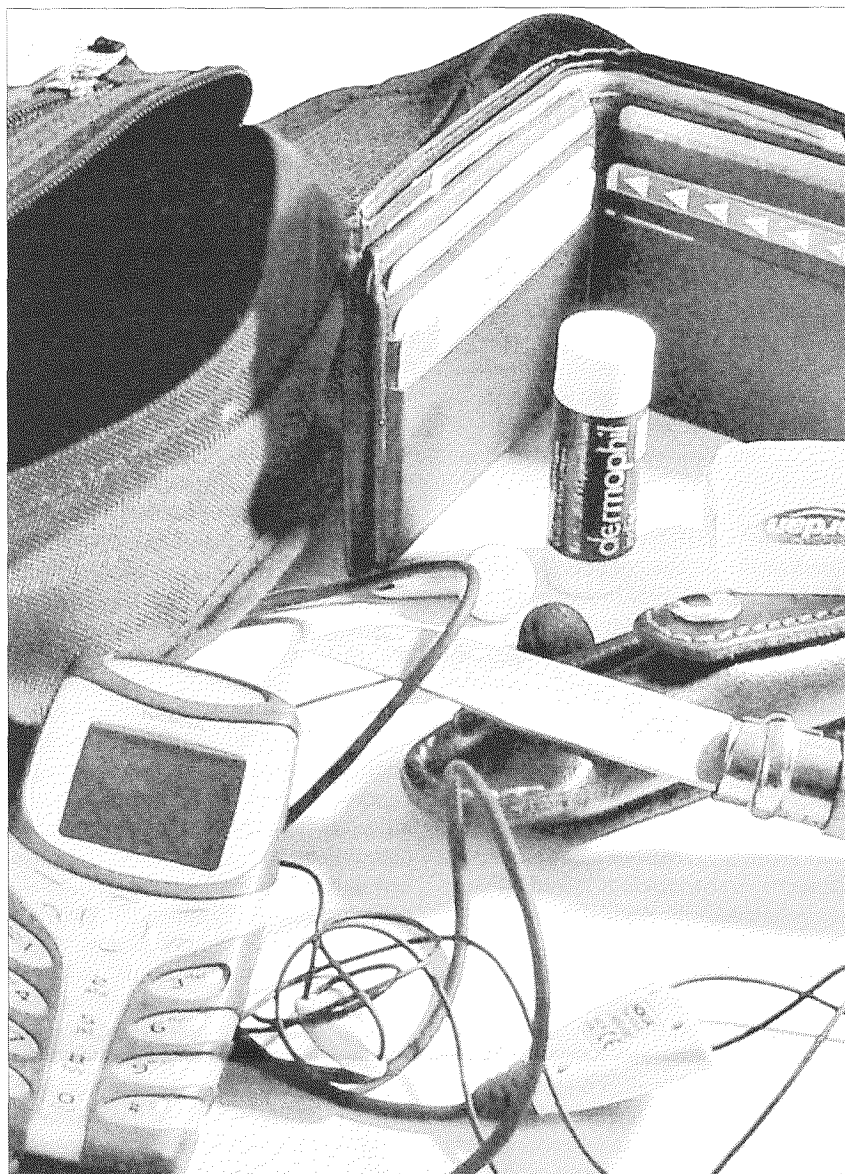
## Veränderungen im Geschlechterverhältnis

Ein weiterer bedeutsamer Punkt ist das Geschlechterverhältnis in den Familien. Auch hier zeichnen sich derzeit grund-

legende Veränderungen ab. Was noch vor kurzem undenkbar war, eine alltägliche Beteiligung der Männer bzw. Väter an Hausarbeit und Kindererziehung, beginnt sich ganz allmählich zu entwickeln. Allerdings ist die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität immer noch sehr gross. Trotzdem finden sich inzwischen – im Unterschied zu früher – verschiedene Varianten von halb-, fast oder ganz realisierter Gleichberechtigung in der familialen Arbeitsteilung. Doch muss dabei zwischen Hausarbeit und Kinderbetreuung unterschieden werden. Ebenso ist dies schicht- bzw. klassenspezifisch zu differenzieren.

Bei einem Blick auf die soziologische Forschungsliteratur fällt auf, dass zu dieser Frage, obwohl sie gerade für die aktuelle Entwicklung der Familie ein ausgesprochen bedeutsames Thema ist, derzeit sehr wenig geforscht wird. Frühere empirische Erhebungen zeigen, dass es eher die älteren Männer sind, die darum bemüht sind, die in ihrer Ehe bestehende Ungleichverteilung der Hausarbeit zu begründen. Angeführt werden fehlendes Geschick, eigene Unfähigkeit, Zeitmangel etc. Aus den Beschreibungen der jüngeren Männer geht hingegen hervor, dass die klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung an Selbstverständlichkeit verloren hat. Das gilt vor allem für Männer, die mit erwerbstätigen Frauen zusammenleben oder verheiratet sind.

In einer der neuesten und zugleich umfassendsten Studien im deutschsprachigen Raum zur Hausarbeit von C. Koppetsch und G. Burkart «Die Illusion der Emanzipation» (Konstanz 1999) zeigt sich, dass nach wie vor die Vorstellungen von gleichberechtigter Arbeitsteilung nur sehr eingeschränkt umgesetzt werden, es sich eher um eine «Illusion der Emanzipation» handelt. Sie betonen sogar, dass die Gleichheitsidee sich hier teilweise als Bumerang erweist, weil sie hilft, die Ungleichheit zu leugnen. Ihnen zufolge hat sich seit den Untersuchungen der 1970er Jahre wenig geändert. Nach wie vor wird die Hausarbeit vorwiegend von den Frauen gemacht. Männer machen höchstens ein Drittel des Haushalts und erstaunlicherweise nimmt dieser Anteil mit steigender Kinderzahl ab. Nicht nur die Hauptbelastung bleibt nach wie vor bei den Frauen, auch der Gesamtüberblick über die Organisation des Haushalts bleibt selbst bei angestrebter gleichberechtigter Aufteilung, noch immer bei den Frauen. Zudem reproduzieren sich in der Art der Tätigkeit, also wer was wie macht, alte Geschlechterrollen. Zwar kaufen inzwischen viele Männer (fast selbständig) ein, kochen und machen den Abwasch. Bei allen weiteren Tätigkeiten wird die Sache aber schon schwieriger, meist gelingt sie nur unter Anleitung (Frauen setzen Termine/Rhy-



thmus) und unter gewissem Druck. Auch existieren nach wie vor geschlechtsspezifische Trennungen zwischen Tätigkeiten wie drinnen–draussen, leicht–schwer, grob–fein, trocken–nass, die sich innerhalb der Wohnung wiederholen, jetzt wo Männer vermehrt auch hier tätig werden. So sind Männer eher bereit, etwas im Garten zu tun, schwere Getränkekisten zu schleppen, die Küche im Groben sauber zu machen, eher abzutrocknen als zu spülen sowie zwar im Wohnzimmer aufzuräumen, sehr selten aber im Schlafzimmer. Insgesamt machen Frauen nach wie vor allen Kleinkram und das jeden Tag, während Männern sich noch immer mehr sporadisch als alltäglich mit Hausarbeit beschäftigen.

Etwas anders sieht dies inzwischen bei der Frage der Betreuung und Erziehung der Kinder aus, die für zunehmend mehr Männer/Väter eine grosse emotionale Bedeutung einnimmt. Hier übernehmen sie auch wesentlich mehr Tätigkeiten, mit grösserer Selbständigkeit. Vor allem junge Männer können sich vorstellen, Erziehungsurlaub zu nehmen und den Hauptteil der Betreuung für eine Weile

zu übernehmen. Überhaupt wird ein grundlegender Wandel in der Mutter- und Vaterrolle festgestellt. Dies hat unter anderem mit der seit 1950 stetig gestiegenen Erwerbstätigkeit von Müttern zu tun, mit der eine vielschichtige Veränderung im Verständnis von Mütterlichkeit einhergeht. Aber auch auf Seiten der Männer hat sich inzwischen etwas verändert. Immer mehr Väter sehen die Kinderbetreuung als Form eigener Selbstverwirklichung an, als Teil ihres Lebensentwurfs.

### Neue Lebensplanung der Männer

Damit ganz eng verbunden ist eine weitere Veränderung im Geschlechterverhältnis festzustellen. Das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, bislang ein klassisches Frauenproblem, wird zunehmend auch ein Problem in der Lebensplanung der Männer. Zwar hat der Beruf für viele Männer zweifellos nach wie vor in ihrem Leben eine dominante Bedeutung, zugleich verändern sich derzeit aber auch bei den Männern die Vorstellungen von Familie und Beruf. So finden sich auch bei ihnen inzwischen Lebensentwürfe einer

doppelten Lebensführung, und zwar in der Spannbreite von einem selbstverständlichen Hintanstellen eigener Karriereschritte zugunsten der eigenen Zeit für die Familie über Vorstellungen einer mit der Frau gleichberechtigt geteilten Vereinbarkeit von Familie und Beruf bis hin zu Vorstellungen, den eigenen Beruf zugunsten der Kinderbetreuung zu unterbrechen.

Diese Entwicklung muss sicher zum einen als Reaktion auf die wachsenden Ansprüche von Frauen an die Männer angesehen werden, ihren Teil an Hausarbeit und Kinderbetreuung zu leisten. Zum anderen indiziert sie aber auch – und das macht sie unter Umständen ausnehmend folgenreich – Veränderungen in den Vorstellungen von Männern selbst. Angesichts der Entwicklungen in der Berufswelt findet auch bei vielen Männern eine Relativierung der beruflichen Orientierung statt sowie eine Aufwertung anderer Aspekte des Lebens: Familie, Freizeit etc. Das heisst, auch für viele Männer wird die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu einem brisanten und wichtigen Lebensthema.

Damit wird jedoch ein weiteres für die bürgerliche Familie konstitutives Moment sukzessive zur Disposition gestellt: nämlich die geschlechtsspezifische Trennung zwischen Familie und Beruf. Im traditionellen Modell war die Zuordnung klar, der Mann war für den Beruf und die Ernährung der Familie zuständig und die Frau für die Versorgung des Haushalts sowie von Mann und Kindern. Diese geschlechtsspezifische Trennung löst sich nun allmählich auf, und zwar nicht mehr nur aufgrund der Veränderungen bei und von Seiten der Frauen, sondern auch aufgrund von Veränderungen bei und von Seiten der Männer. Das heisst, die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird zunehmend ein zentrales Thema der Lebensplanung für beide Geschlechter, wengleich von sehr verschiedenen Ausgangspunkten her.

### **Familie ist nicht mehr etwas traditionell Gegebenes**

Alles in allem lässt sich sagen: Familie wird immer weniger als etwas natürlich Gegebenes oder als eine selbstverständliche gesellschaftliche Konvention gelebt, sondern als etwas, was hergestellt, um das sich bemüht und in das Arbeit und Aufmerksamkeit investiert werden muss. Dies zeigt sich besonders eindrücklich am Phänomen der Fortsetzungsfamilie und den sich hier entwickelnden so genannten «Wahlverwandtschaften». Hier ist es nicht mehr selbstverständlich, wer zur Familie gehört und wer nicht. Werden einzelne Beziehungen nicht kontinuierlich gepflegt, besteht die Gefahr, dass sie nach einiger Zeit nicht nur an Intensität ver-

lieren, sondern dass Kontakte auch völlig abbrechen. Dies ist eine Tendenz, die natürlich jedem familialen Gefüge inhärent ist, doch erhält sie in Fortsetzungsfamilien eine qualitativ neue Brisanz: Eine Fortsetzungsfamilie existiert nur und nur solange, wie sie von allen Beteiligten gewollt und «gemacht» wird. Es ist ein Unterschied, ob die Beziehung zu einer Mutter, einem Vater oder Geschwister einer organisationsaufwendigen Regelung von Besuchen, Ferien etc. bedarf oder des Arrangierens eines Treffens im gemeinsamen Wohnzimmer. Der/die Einzelne wird bei einer «Fortsetzungsfamilie» eben nicht einfach in seine Familie hineingeboren, sondern die eigene Familie ist nun in einem ganz eklatanten Sinne das Ergebnis von Tätigkeit, von Kommunikation, Entscheidungen und Wechselseitigkeit.

Dass Familie als Lebensentwurf nicht mehr etwas traditionell Gegebenes ist, heisst jedoch auch, dass es inzwischen weder selbstverständlich ist, eine Familie zu gründen, noch ist ihre Form oder der biographische Zeitpunkt derzeit konventionell klar vorgegeben. Das birgt einerseits Freiheiten und Chancen. So erlaubt es beispielsweise, sehr individuell zu entscheiden, wie Familie und Beruf vereinbart werden, dafür je eigene Arrangements zu finden. Wobei das natürlich auch sehr von äusseren Bedingungen (wie Krippenplätze etc.) abhängig ist. Aber es gibt keine dominante Norm mehr, die den Menschen en detail vorschreibt, wie sie Familie und/oder Beruf zu leben haben.

Aber die Auflösung ehemaliger Selbstverständlichkeiten birgt auch Unsicherheiten, Entscheidungsnotwendigkeiten und Konflikte. Das kann man sich leicht daran verdeutlichen, dass in vielen neuen Familienkonstellationen sich nicht nur ein Mann und eine Frau über ihre jeweiligen Berufs- und Familienbiographien, Pläne und Interessen verständigen müssen. Häufig sind mehrere Paare und Kinder unterschiedlichsten Alters in dieses Aushandlungssetting und Koordinatennetz «verstrickt».

### **Notwendigkeit neuer Kompetenzen**

Ein Missverständnis wäre es daher, die Pluralisierung familialer Lebensformen mit der schlichten Zunahme netter, bunter Vielfalt zu verwechseln. In dieser Entwicklung liegt sicherlich eine Befreiung aus starren konventionellen Zwängen der bürgerlichen Kleinfamilie und eine Chance zu individuellerer Lebensgestaltung. Zugleich ist damit aber nicht nur für viele ein hohes Mass an Verunsicherung verbunden, sondern auch der Zwang, sich ständig aufs Neue mit der eigenen Lebensgestaltung zu beschäftigen. Abgesehen von den aktuell schwierigen Rahmenbedingungen (die weit hinter dem Interesse der Men-

schon hinterherhinken), bedarf es heute einer Vielzahl an Klärungsprozessen, individuell sowie in der jeweiligen Paarkonstellation, über den Ort, den Zeitpunkt und die Art und Weise, wie Familie gelebt werden soll.

Um diese Veränderungen familialer Lebensformen nicht nur erleiden, sondern wirklich gestalten zu können, ist daher zunehmend ein ganzes Set von Fähigkeiten erforderlich: von einem hohen Mass an kommunikativer (Aushandlungs-)Kompetenz über die Souveränität, Unsicherheiten auszuhalten, Risiken einzugehen bis hin zu einer grossen psychischen Flexibilität und Mobilität (im übrigen alles Fähigkeiten, die interesseranterweise derzeit auch ihm Rahmen der Veränderungen der beruflichen Ausbildungsprofile gefordert werden). Doch bislang verfügen nur die wenigsten über diese Fähigkeiten. Das macht diese Entwicklungen bei all ihrer emanzipativen Dimension für die Individuen auch so ausserordentlich ambivalent. Zudem liegt es nicht nur an den Fähigkeiten der einzelnen Personen und ihren individuellen Kompetenzen, ob es ihnen gelingt, für alle Beteiligten glückliche familiäre Beziehungen aufzubauen. Dazu bedarf es auch entsprechender Lebens- und Arbeitsbedingungen. Was das im Einzelnen heissen würde, also was angesichts des aktuellen gesellschaftlichen Wandels die zentralen individuellen und institutionellen Bedingungen für geglückte familiäre Beziehungen sind, darüber wissen wir insgesamt bislang jedoch viel zu wenig.

---

*Andrea Maihofer ist Professorin für Gender Studies an der Universität Basel und Leiterin des Zentrums Gender Studies Basel; sie hat in Philosophie promoviert und in Soziologie habilitiert, ist Leiterin des Graduiertenkollegs «Wissenschaft – Geschlecht – Symbolische Ordnung» an der Universität Basel und Vorsitzende der Gender-Kommission Schweiz. Derzeitiger Forschungsschwerpunkt: Frage des aktuellen gesellschaftlichen Wandels und seine Bedeutung für die Geschlechterverhältnisse.*

---

# Ist die Schule «zu weiblich»?

Karin Grütter

6

Unter dem Schlagwort «Feminisierung» wird im deutschsprachigen Raum zur Zeit viel über die Folgen einer angeblich weiblichen Dominanz in der Schule diskutiert und geschrieben. Dabei werden Befürchtungen laut, dass zu viele Frauen der Schule schaden, dass die Unterrichtsqualität sinke, dass den Knaben die Vorbilder fehlten, dass Schulentwicklung und Zusammenarbeit im Kollegium leide und dass das «Zuviel» an Frauen den Status der Lehrberufe sinken lasse. Gemeinsam ist diesen Stimmen die Wertung: Eine Mehrheit von Frauen im Lehrberuf sei eindeutig negativ, sie erscheint gar als bedrohlich, auf jeden Fall der Qualität der Schule, den auszubildenden Kindern, deren Leistungen, ja dem ganzen Berufsstand abträglich. Ausgeblendet werden dabei die Kompetenzen, die Frauen in die Schule einbringen, und ihre Erfolge. Kaum wahrgenommen wird zudem, dass auf den oberen Stufen und insbesondere in prestigeträchtigen Leitungspositionen Frauen nach wie vor deutlich untervertreten sind.

## Berufsperspektive für ledige Frauen

In der Schweiz war der Lehrberuf eine der ersten Ausbildungen, die sich für Frauen öffnete. In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden in Lausanne und im Kanton Bern die ersten Lehrerinnenseminare gegründet.<sup>1</sup> Andere Kantone folgten nach und eröffneten Lehrerinnen-Ausbildungsstätten vorwiegend für junge Frauen aus dem Bürgertum. Aufgrund des 1874 in der Verfassung verankerten Volksschulobligatoriums erhöhte sich die Zahl der Schülerinnen und Schüler und der Bedarf an Lehrerinnen stieg. Auch anfangs zurückhaltende Kantone sahen sich nun gezwungen, Lehrerinnen auszubilden. Bereits damals zeigte sich, dass die Schule auf die Frauen angewiesen war, sollte das Volksschulobligatorium realisiert werden. Die Aufgabe der Lehrerinnen lag vor allem darin, Mädchen und junge Frauen auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau und Mutter vorzubereiten. An

diesem Bildungsziel orientierte sich auch die Ausbildung der zukünftigen Lehrerinnen, und der Beruf liess sich dadurch gut mit weiblichen Rollanforderungen vereinbaren. So war eine Ausbildung zur Lehrerin auch nicht unnütz, wenn Seminaristinnen später doch noch heirateten. Die Berufsausübung blieb ledigen Frauen vorbehalten, Lehrerinnen mussten bei Heirat von ihrem Amt zurücktreten. Eine Berufstätigkeit als Lehrerin liess sich durch die Nähe zur Erziehungs- und Haushaltsarbeit zwar einigermaßen gut mit geltenden Vorstellungen von Weiblichkeit vereinbaren, galt aber dennoch nur als Zwischenstation oder Notlösung für ledige Frauen. Das Zölibatsgebot war gleichzeitig ein Instrument, die Zahl der Lehrerinnen zu begrenzen.

Seit Frauen zur Lehrerinnenbildung zugelassen wurden, stand ihre Eignung für diesen Beruf aufgrund der «weiblichen Wesensart» periodisch immer wieder zur Diskussion.<sup>2</sup> Dies besonders in Zeiten von Lehrpersonen-Überfluss. Auch die aktuelle Diskussion fällt in eine Zeit, in welcher eher zu viele als zu wenige Lehrerinnen und Lehrer ausgebildet werden.

## Je höher die Stufe, desto mehr Männer

Wie sehen die aktuellen Zahlen aus? Stimmt es, dass Mädchen und Knaben fast nur noch von Lehrerinnen unterrichtet werden und die Lehrer rare Ausnahmen bleiben? Tatsächlich hat die Zahl der männlichen Lehrpersonen abgenommen, allerdings vorwiegend auf der Primarschulstufe. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Männeranteil auf dieser Stufe in allen Schweizer Kantonen heute unter einem Drittel liegt. Auf der Sekundarstufe I unterrichten – mit unterschiedlicher Ausprägung in den Kantonen – zwar zahlenmässig annähernd gleich viele Lehrerinnen wie Lehrer, Männer übernehmen aber deutlich häufiger als Frauen Vollzeitpensen und unterrichten deshalb mehr Lektionen. An den Mittelschulen und noch deutlicher an den Berufsschulen sind die Männer weiterhin in der Mehrheit. Auch auf diesen Stufen übernehmen mehr Männer als Frauen eine Hundertprozentstelle. Vor allem die deutlich grössere Anzahl männlicher Vollzeitlehrkräfte hat zur Folge, dass die Sekundarstufe I und die Gymnasien (eine Ausnahme bilden die Fachmittelschulen, ehemals Diplommittelschulen) in vielen Schweizer Kantonen weiterhin stärker von Männern geprägt werden als von Frauen. Nichts verändert hat sich auf der Vorschulstufe, hier sind die Frauen mit ganz wenigen Ausnahmen unter sich. In einer grossen Überzahl sind weibliche Lehrpersonen auch in den Schulen mit besonderem Lehrplan, da also, wo es vermehrt um therapeu-

tische und heilpädagogische Aufgaben geht.

Ganz anders sehen die Geschlechterverhältnisse auf den Leitungsebenen der Schulen aus: In diesen Positionen sind die Frauen auf allen Stufen mehr oder weniger stark unterrepräsentiert. Krass an den Gymnasien, wo gesamtschweizerisch weniger als 10% der Rektoratsstellen von Frauen besetzt werden. Aber auch an den neuen teilautonomen Schulen der Volksschule zeichnet sich auf der Sekundarstufe eine deutliche, auf der Primarstufe eine leichte Untervertretung der Frauen in Leitungspositionen ab. An den pädagogischen Hochschulen der deutschen Schweiz beträgt der Frauenanteil in den Leitungspositionen 30%. Von einer «Feminisierung» der Schulleitungen wie auch der oberen Schulstufen sind wir also noch weit entfernt. In diesen prestigeträchtigen Berufen und Positionen haben die Frauen lediglich einen Rückstand aufgeholt, und diese Entwicklung müsste eigentlich positiv beurteilt werden, sind wir doch damit auf gutem Wege zu einem ausgeglichenen Geschlechterverhältnis.

In der aktuellen Diskussion rückt diese Entwicklung aber meistens völlig aus dem Blickfeld und wird kaum zur Kenntnis genommen. Sehr pauschal wird der Rückzug männlicher Lehrpersonen aus der Schule beklagt, obwohl sich dieses Phänomen vorwiegend auf die Primarstufe beschränkt. Hier sind Männer tatsächlich immer seltener präsent. Das ist jedoch keine schweizerische Besonderheit sondern ein internationales Phänomen mit weltweit ähnlichen Tendenzen: Je älter die Kinder, je höher die Schulstufe, desto grösser wird die Zahl der männlichen Lehrpersonen. Über die Gründe, warum auf den unteren Schulstufen immer weniger Männer Lehrer werden wollen, diese Lehrberufe bei Frauen dagegen zu den beliebtesten zählen, gibt es viele Vermutungen aber wenig gesicherte Erkenntnisse. Die Berufsmotivation angehende Lehrerinnen und Lehrer in den verschiedenen Ausbildungsgängen ist ein noch kaum erforschtes Feld. Im Folgenden werden gängige Erklärungsansätze diskutiert und wichtige neuere Forschungsergebnisse präsentiert.

## Veränderungen im Berufsfeld

Eine häufig geäusserte Erklärung für den Ausstieg der Männer aus den Lehrberufen der Volksschule sind Veränderungen im Berufsfeld selber. Die zunehmende Verlagerung «von der Bildungs- und Kulturvermittlungsaufgabe hin zur Betreuungs- und Erziehungsaufgabe» werde von Frauen besser akzeptiert als von Männern. Heterogene Klassen, überrissene Ansprüche von Eltern und Gesellschaft, viele Zusatzaufgaben und sinkendes Sozialprestige veranlassten viele Männer, die Lehrberufe zu verlas-



sen. Eine von der Erziehungsdirektion des Kantons Aargau 1998 in Auftrag gegebene Forschungsstudie zur Einstellung männlicher Maturanden zum Lehrberuf kommt zu Ergebnissen, die diese Vermutungen unterstützen<sup>1</sup>. Befragt wurden 45 Maturanden, von denen sich knapp die Hälfte verbindlich für einen Lehrberuf – mehrheitlich auf höheren Schulstufen – entschieden hatte. Zu den Nachteilen im Lehrberuf zählten die Befragten, dass dieser zu eingeschränkt, zu konfliktreich, zu belastend und zu anspruchsvoll sei. Dazu biete er auf die Dauer zu wenig persönliche Entwicklung und zu wenig gesellschaftliche Anerkennung.

Zweifellos hat sich das Unterrichten, die Lehrerinnen- und Lehrerrolle in den vergangenen Jahrzehnten verändert. Gesellschaftliche Entwicklungen wie weltweite Mobilität, stärkere Individualisierung, grosser Einfluss neuer Informations- und Kommunikationsmedien, Verringerung von Freiräumen, generelles in Frage stellen von Autoritäten etc. lassen die sozialisierenden Anteile am schulischen Geschehen grösser werden und verlangen nach neuen Modellen der LehrerInnenarbeit, nach Abgrenzung und adäquaten schulischen Arbeitsformen. Der Schulbetrieb ist komplexer geworden, das Unterrichten anspruchsvoller, die Lehrerinnen- und Lehrerrolle facettenreicher. Das bedeutet gleichzeitig, dass die Anforderungen an Lehrpersonen und auch die Belastungen steigen. Die grössere Belastung wird von Lehrerinnen wie Lehrern wahrgenommen, wie mehrere Untersuchungen der letzten Jahre belegen.<sup>2</sup> Es zeigen sich dabei aber kaum geschlechtsspezifische Unterschiede.

Was führt dazu, dass diese neue LehrerInnenrolle, dieser komplexe, anspruchsvolle, gesellschaftlich zentrale, gleichzeitig aber auch sehr fordernde und belastende Beruf auf der Unterstufe für Männer kaum mehr attraktiv ist? Ist es die Nähe zur Erziehungsarbeit, die in unserer Gesellschaft zum grössten Teil

von Frauen und in Gratisarbeit geleistet wird? Ist das gesellschaftliche Ansehen der Erziehungsarbeit aus diesem Grund vergleichsweise tief und überträgt sich auf Berufe mit grossen erzieherischen Anteilen? Sagt der Rückzug der Männer aus dem Primarschulbereich etwas darüber aus, wie wenig Erziehungsarbeit in unserer Gesellschaft honoriert wird? Möglicherweise ist die Zahl der Lehrer auf der Vorschul- und Primarstufe nur zu erhöhen, wenn die Erziehungs- und Sozialisationsarbeit ganz generell eine Aufwertung erfährt und sich auch im privaten Bereich die Männer stärker daran beteiligen.

Ein weiterer Erklärungsansatz rückt die unterschiedlichen Lebensperspektiven von Frauen und Männern ins Blickfeld, die bei der Wahl von Ausbildung und Beruf eine wichtige Rolle spielen. Frauen orientieren sich an der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, was Berufsfelder mit der Möglichkeit von Teilzeitarbeit besonders attraktiv macht, für viele Männer steht dagegen die lebenslange Erwerbstätigkeit und die berufliche Weiterentwicklung im Zentrum. Da in den Lehrberufen – im Unterschied zu vielen von den Anforderungen her vergleichbaren Berufen in der Privatwirtschaft – qualifizierte Teilzeitarbeit möglich ist und die Pensen auch immer wieder neu ausgehandelt und der familiären Situation angepasst werden können, sind die Lehrberufe geradezu ein ideales Berufsfeld für gut ausgebildete Frauen mit Familienverantwortung. Männer hingegen, die eine eher traditionelle Berufslaufbahn planen, die beruflich vorankommen und aufsteigen möchten, vermissen vor allem in den Lehrberufen auf der Unterstufe klare Perspektiven und wählen deshalb andere Ausbildungen. Widersprüchlich sind in dieser Frage die Ergebnisse der oben erwähnten Befragung von Aargauer Maturanden. Die jungen Männer bezeichnen sich selber zwar kaum als karriereorientiert, Weiterbildung- und Veränderungsmöglichkeiten im Beruf

haben dennoch einen hohen Stellenwert. Der Lehrberuf wird aber noch von vielen so wahrgenommen, dass man ihn, einmal gewählt, ein Leben lang ausübt.

### **Rollenkonforme Berufswahl**

Ist es also die Orientierung an traditionellen Geschlechterrollen zusammen mit der ungleichen Aufgabenverteilung in der Familie, was die Lehrberufe auf der Unterstufe für Frauen attraktiver als für Männer erscheinen lässt? Dass traditionelle Rollenvorstellungen trotz formal gleicher Rechte und Ausbildungsmöglichkeiten die Studien- und Berufswahl auch der heutigen jungen Generation noch stark beeinflussen, zeigen alle Statistiken und verschiedenste Studien.<sup>5</sup>

Die Aargauer Untersuchung sowie eine Befragung von Studierenden des neuen Studiengangs «Lehramt für Kindergarten und untere Primarstufe» an der Universität Bern<sup>6</sup> weisen darauf hin, dass trotz moderner und gleichstellungsfreundlicher Einstellungen traditionelle Rollenvorstellungen und geschlechtsspezifische Aufgabenteilung die Berufswahl von jungen Männern und Frauen beeinflussen. Mit der Folge, dass Frauen eher Lehrberufe auf der Unterstufe, Männer eher auf der Oberstufe wählen. Warum vor einigen Jahrzehnten auch in den Primarschulen weibliche Lehrpersonen selten waren, steht im Zusammenhang mit dem tieferen Ausbildungsniveau und der weniger verbreiteten Erwerbstätigkeit von Frauen zu dieser Zeit. Seit den 60er Jahren sind die Bildungsabschlüsse von Frauen angestiegen, und die Erwerbsquote der Frauen hat sich stark erhöht. Vor allem Mütter mit Kindern unter 15 Jahren sind heute sehr viel häufiger erwerbstätig als noch vor 30 Jahren; und von gut ausgebildeten Frauen wird nicht mehr erwartet, dass sie sich bei der Familiengründung aus der Erwerbsarbeit zurückziehen. Hier hat sich ein gesellschaftlicher Wandel vollzogen. Mit der Folge, dass eine Berufstätigkeit als teilzeitangestellte Lehrerin, insbesondere auf der Unterstufe, heute sehr gut mit gängigen Rollenvorstellungen zu vereinbaren ist.

Bei den Männern ist das nicht der Fall. Die berufsmässige Beschäftigung mit jüngeren Kindern gehört nicht zu den Männerleitbildern, die unsere Gesellschaft prägen. So müssen vor allem Kindergärtner auch heute noch mit ambivalenten Reaktionen der Umgebung rechnen, die von Ablehnung über Erstaunen bis hin zur Bewunderung reichen. Obwohl sehr viele Frauen und Männer geschlechtsspezifische Aufgaben- und Arbeitsteilung ablehnen und sich neue Modelle wünschen, ist die Umsetzung dieses Anspruchs offenbar noch keine Selbstverständlichkeit. So-

mit kommt der Lehrberuf auf der Unterstufe heute vor allem für Männer in Frage, die sich nicht von traditionellen Männerbildern leiten lassen. Wahrscheinlich ist das aber noch eine Minderheit.

### Ökonomische Erklärungen

Es gibt aber auch handfeste ökonomische Erklärungen für die ungleiche Geschlechterverteilung unter den Lehrpersonen. Wolter/Denzler von der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung in Aarau berechnen, dass sich der Lehrberuf im Vergleich mit anderen Berufen über die gesamte erwerbstätige Zeit hinweg für Frauen finanziell eher auszahlt als für Männer<sup>7</sup>. Frauen können damit rechnen, dass bei einer Ausbildung, die zum Beruf «Lehrerin» führt, das Lebens Einkommen zwischen 17 und 26 Prozent höher ist, als wenn sie einen von den Anforderungen her vergleichbaren Beruf in der Wirtschaft gewählt hätten. Für Männer sind die Differenzen viel geringer und gerade für Primarlehrer im nicht signifikanten Bereich. Die Gründe für diese Ungleichheit zwischen den Geschlechtern liegen in der stärkeren Diskriminierung von Frauen in der Privatwirtschaft, sowohl hinsichtlich Lohn wie Aufstiegschancen. Demzufolge läge die einzige Erfolg versprechende Massnahme, um im Lehrberuf wieder ein Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern herzustellen, in der gezielten Gleichstellung und Förderung der Frauen in den übrigen Berufen.

### Schulleistungen – keine Frage des Geschlechts

In letzter Zeit wurden verschiedentlich die unterdurchschnittlichen PISA-Ergebnisse der Schweizer Schülerinnen und Schüler mit dem grossen Frauenanteil in den Lehrberufen in Zusammenhang gebracht. Mit Finnland, Kanada, Irland, Neuseeland, Grossbritannien und Schweden befinden sich unter den 10 bestplatzierten Ländern aber auffallend viele Nationen mit einem höheren Frauenanteil in der obligatorischen Schule als die Schweiz ihn aufweist. Auch eine Untersuchung der Internationalen Arbeitsorganisation ILO schliesst jeglichen Zusammenhang zwischen dem Geschlecht von Lehrpersonen und Schulleistungen aus.<sup>8</sup>

Im gleichen Zug wird den Lehrerinnen häufig eine «feminisierte» Pädagogik und Schulpraxis angelastet, die zu zunehmenden Schulproblemen von Knaben führe. Lehrerinnen würden vor allem braves, angepasstes Verhalten, kommunikative und soziale Fähigkeiten honorieren, während Qualitäten wie Ehrgeiz und Wettbewerb abgewertet und unterbunden würden. In der Folge hätten Knaben mehr Probleme mit der Schule und erzielten schlechtere Leis-

tungen als Mädchen. Wenn mehr Männer an den Schulen unterrichtet käme es nicht zu dieser Bevorzugung der Mädchen, so die Schlussfolgerung. Auch in diesem Bereich sind uns keine Studien bekannt, die derartige Zusammenhänge nachweisen würden. Im Gegenteil belegen verschiedene Untersuchungen, dass Lehrpersonen Mädchen und Knaben zwar unterschiedlich wahrnehmen und behandeln, dass sich Lehrer und Lehrerinnen darin aber nicht unterscheiden. Die Unterschiede im Verhalten gegenüber Mädchen und Knaben können nicht am Geschlecht der Lehrperson festgemacht werden, sondern liegen vielmehr am Geschlecht der Kinder. Lehrer und Lehrerinnen haben dabei die Tendenz, so genannt männlich geprägtes Verhalten höher zu bewerten als so genannt weibliche Verhaltensweisen. Hinweise, wo die Ursachen für die im Vergleich mit den Mädchen schlechteren Leistungen der Knaben in der Schule liegen könnten, liefern Untersuchungen zum unterschiedlichen Selbstkonzept von Knaben und Mädchen.<sup>9</sup>

### Alltagstaugliche männliche Vorbilder fehlen

In denjenigen Bereichen, in denen sich jüngere Knaben und Mädchen vorwiegend aufhalten, in der Familie, in Tagesheimen und Kindergärten sind Männer sehr viel seltener anzutreffen als Frauen. Mütter, Kleinkindererzieherinnen und Kindergärtnerinnen prägen zu weiten Teilen den Alltag von jüngeren Mädchen und Buben. Der vorschulische Erziehungsbereich liegt seit jeher weitgehend in Frauenhänden, und auch die Norm der Vollzeitberufstätigkeit für Männer, die eine ausgedehnte Präsenz im familiären Alltag verunmöglicht, ist kein neues Phänomen. Mit dem Rückgang des Männeranteils auf der Primarstufe entziehen sich Männer den Mädchen und Knaben nun in einem weiteren Alltagsbereich. Männliche Vorbilder fehlen und als Ersatz werden Idole und virtuelle Helden aus Film und Computerspielen herangezogen. Dass Knaben und Mädchen dadurch weniger Gelegenheit erhalten, sich ein Bild davon zu machen, wie verschiedene Männer sich im gewöhnlichen Alltag verhalten, ist sicher richtig. Und dass Frauen hier nicht in die Lücke springen können, sicher auch. Wünschbar ist deshalb ohne Zweifel ein ausgewogenes Verhältnis von Frauen und Männern auf allen Stufen und Hierarchieebenen der Schule. Insofern gilt es, die Attraktivität der Lehrberufe auf unteren Stufen für Männer zu steigern, für Frauen zu erhalten und gleichzeitig den Frauen Hürden für den Sprung in Leitungspositionen abzubauen.

Die Schule ist heute nicht mehr als ein Abbild der ungleichen Aufgabenteilung

zwischen den Geschlechtern, welche den grössten Teil der Erziehungsarbeit den Frauen zuweist und gering honoriert. In diesem Sinne sind Politik und Wirtschaft gefordert, mit familienfreundlichen Arbeitsbedingungen, mit Lohngleichheit zwischen Männern und Frauen zu einer ausgewogenen Vertretung der Geschlechter in allen Berufen und gesellschaftlichen Bereichen beizutragen.

---

*Karin Grütter, lic. phil., Mitinhaberin bildbar, Beraterin, Projektleiterin im Bildungs- und Sozialbereich.*

---

*Der Artikel basiert auf den Ergebnissen einer Auftragsstudie für den Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH: Annamarie Rytter, Karin Grütter «Frauen und Männer im Lehrberuf und Schulleitung, Berufsattraktivität aus Genderperspektive», Juni 2004.*

- 1) Claudia Crotti, *Die Professionalisierung der Weiblichkeit für das öffentliche Bildungswesen*, in: Honegger/Liebig/Wecker (Hrsg.), *Wissen, Gender, Professionalisierung*, Zürich 2003.
- 2) Claudia Crotti, «Unterrichten ist vorzugsweise Männersache», in: *NZZ* 20.1.2004.
- 3) Margret Bürgisser, *Interessenlage von Maturanden bezüglich des Lehrberufs. Forschungsstudie im Auftrag der Erziehungsdirektion des Kt. Aargau*, Zürich 1998.
- 4) Ulich/Inversini/Wülser, *Arbeitsbedingungen, Belastungen und Ressourcen der Lehrkräfte des Kantons Basel-Stadt*, Zürich, Januar 2002; Forneck/Schriever, *Die individualisierte Profession*, Bern 2001; Charles Landert /Landert Farago Davatz & Partner, *Die Arbeitszeit der Lehrpersonen in der Deutschschweiz*, Zürich, LCH 1999.
- 5) Heintz/Nadai/Fischer/Ummel, *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/Main 1997.
- 6) Sonja Engelage, *Studien- und Berufswahlmotive angehender Lehrkräfte im Bereich Kindergarten und untere Primarstufe (KGU). Lizentiatsarbeit Universität Bern*, Biel 2002.
- 7) Stefan C. Wolter, Stefan Denzler, *Ökonomische Erklärungen zur Feminisierung des Lehrberufs*, in: *ph 1* akzente 04/2003.
- 8) ILO WP.158, *Recruitment of educational personnel*, Geneva, July 2000.
- 9) ILO, WP 151, *Trends in feminization of the teaching profession in OECD countries 1980-95*, Geneva, March 2000.
- 9) Vgl. dazu die Untersuchungen von Georg Stöckli, *Erziehungswissenschaftler an der Universität Zürich*, in: *NZZ am Sonntag*, 12.10.2003, Kathrin Meier-Rust, *Cooler Typen lernen nicht*.

# Jenseits der Andersheit: Die weibliche Politik der Differenz

Andrea Günter

Simone de Beauvoir hat als erste und umfassend die Bestimmung der Frau als «die Andere» kritisiert. Ihre Kritik ist bis heute gültig und hat Folgen. Beauvoir hat nämlich das herausgefunden, was sich später Androzentrismus nennt: Ist die Frau das/die Andere zum Mann, ist er der Massstab dafür, was sie ist und erreichen soll. Zugleich ist sie aber nichts anderes als ein Aspekt des Mannseins. Daher sind die Geschlechter auch dann, wenn das weibliche Andere akzeptiert und aufgegriffen würde, mit dem Mannsein und seiner Vervollständigung beschäftigt.

Die Problematik der Andersheit stellt sich auch für Frauenbeziehungen. Wenn eine Frau als die andere Frau betrachtet wird, ist die, zu der sie die Andere ist, ihr Mass. Sie muss, will sie den Status der Andersheit überwinden, das selbe wie sie werden. Weibliche Abgrenzung gegenüber anderen Frauen erwächst immer wieder daraus, nicht (genau so) wie eine bestimmte andere Frau sein, werden oder das selbe wie sie tun zu wollen. So hat die neue Frauenbewegung geprägt, dass Frauen der Töchtergeneration ganz anders als ihre Mütter sein und leben wollten.

## Die feministische Kritik an der Andersheit und Beauvoirs Alternative der Rechtfertigung

Beauvoir hat mit der Kategorie der Andersheit das Geschlechterverhältnis analysiert und Andersheit zugleich grundsätzlich in Frage gestellt. Darüber hinaus hat sie aber auch eine alternative Beziehungsform erarbeitet: die Rechtfertigung.

Rechtfertigung entsteht Beauvoir zufolge aus dem, was durch das Lieben entsteht. Eine menschliche Person liebt andere Personen, Dinge der Welt, Gott und sich selbst. In all diesen Liebesbeziehungen kann eine Person scheitern. Sie kann narzisstisch werden. Sie kann sich dem Geliebt-werden-Wollen unterwerfen, sich ganz materiellen Dingen hingeben. Oder sie kann die Welt verachten, weil es ihr nicht gelingt, durch

die Gottesliebe hindurch zur Welt zu finden. Eine Person ist hingegen dann gerechtfertigt, wenn sie sich an andere, die Welt und Gott bindet, dabei einen eigenen Sinn und Zweck findet sowie ihre Selbstliebe und Selbständigkeit vergrössert: Wenn sie ihr wahres und umfassendes Menschsein verwirklicht. Andersheit leitet also das, was eine Person ist und tut, von dem ab, zu dem sie das Andere darstellt. Die Alternative der Rechtfertigung besteht darin, sich aktiv an die Menschen, die Welt und Gott zu binden, ohne dabei die Liebe zu sich selbst und die Suche nach einer eigenen, persönlich stimmigen Notwendigkeit in der Welt aufs Spiel zu setzen. Die Liebe zu Gott kann hierbei die Beziehung zu sich selbst, zu den Mitmenschen und den Dingen der Welt öffnen. Sie führt dazu, dass der Platz des Anderen (immer wieder) frei ist.

## Jenseits der Andersheit: die Öffnung des Selbst und die Selbstliebe

Aus der Problematik der Andersheit lassen sich zwei Aufgaben für die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen herauskristallisieren. Erstens stellt die Andersheit Frauen vor das Problem: Finden sie Zugang zu dem, das sie zum Anderen macht? Können sie dabei das Wechselspiel von einem massgebenden Selbst und einem dazu Anderen überwinden?

Zu diesem Schritt bedarf es zweitens einer Voraussetzung: Wie öffnet sich das Selbst, das das Mass und damit das Ganze und Vollkommene repräsentiert, gegenüber dem-/derjenigen, der/die nichts als sein Anderes zu sein scheint? Frauen bieten sich damit verschiedene Möglichkeiten des Handelns an. Sie können sich mit dem Status der Anderen identifizieren, was sie auch dann tun, wenn sie ihn bekämpfen. Sie können des Weiteren versuchen, das Wechselspiel zwischen eigenem Anderssein und dem Selbstsein der Anderen zu überwinden. Sie können sich aber auch der Herausforderung stellen, sich selbst immer wieder für anderes zu öffnen. Während sie im ersten Fall die Abhängigkeit von dem massgebenden «Eigentlichen» erhöhen, können sie im letzten Fall Freiheit gewinnen. Ihr Subjektsein beruht auf der Bereitschaft, das eigene Selbstsein aufzuschliessen, ohne sich dabei für das Ganze zu halten.

Fast scheint es so, als hätte es eine geschlechtsspezifische Zuständigkeit für das Selbst und das Andere gegeben. Männer repräsentieren das Selbst. Frauen repräsentieren die Andersheit zusammen mit der Hinwendung an das Selbst. Durch eine solche Zuordnung wird die Wechselseitigkeit von Selbstsein und Beziehung zu anderen gespalten. Damit wird übersehen, dass Selbstsein und Gegenseitigkeit, Selbstliebe und Offenheit einander bedingen. Entweder ist in

einer Person beides präsent oder sie ist zu beidem unfähig.

Daher gilt für Frauen: Erst wenn sich ihre Hinwendung an andere mit der Liebe zu sich selbst verbindet, mündet die Öffnung für andere nicht in der vorgesehenen weiblichen Selbstaufgabe. Genauer gesagt führt diese Weise des Subjektseins dazu, sich in Form des Liebens zu öffnen, sich dabei für das Lieben zusammen mit der Liebe zu sich zu öffnen und damit auch die Selbstliebe zu vergrössern. Rechtfertigung umfasst, in Bezug auf sich selbst in geradewegs diesem Sinne anders zu werden. Der wesentliche Unterschied zwischen Andersheit und Rechtfertigung besteht demnach darin, dass Andersheit auf ein definiertes und unumgängliches Selbst verweist, während Rechtfertigung auf die Qualität des eigenen Bindens aufmerksam macht. Hierbei wird deutlich, dass auch das Selbst Bindung ist: Es bestimmt sich über die Qualität der Bindung an sich und andere.

## Jenseits der Andersheit: Teilsein und Verschiedenheit

In der deutschen Sprache ist es üblich, das Wort «andere» mit unterschiedlicher Bedeutung zu gebrauchen. «Andere» kann die spezielle Beziehung der Andersheit meinen. Es kann aber auch «weitere» und sogar «die selben» meinen. «Ich und die anderen» heisst eigentlich «ich und die anderen Menschen/Personen/Frauen», wobei «die anderen» darauf hinweist, dass das «Ich» und die «anderen» der selben Gattung angehören. «Die anderen» werden damit nicht über Unterschiede bestimmt. Im Sinne des Gemeinsamen verweist «die anderen» darauf, dass es sich beim «Ich» auch um einen Menschen, eine Person, eine Frau handelt. Der Artikel von «die anderen» wiederum bestimmt diese als konkrete, anwesende Menschen, Personen, Frauen. Während die Andersheit das Mass markiert, von dem das Andere abgeleitet wird, und folglich zum Kampf um die massgebliche Position führen kann, benennt «ich und die anderen ... gehen schwimmen» die Teilhabe von konkreten Personen an etwas, das sie gemeinsam tun.

«Ich und die andere Frau» kann also Unterschiedliches meinen. Im Sinne der Andersheit bestimmt das Ich, worin die Andersheit der anderen liegt. «Ich und die andere Frau» besagt aber auch: «zwei Frauen» sowie «die beiden anwesenden Frauen». Und im Sinne des Teilseins zeigt das folgende Prädikat an, woran sie gemeinsam teilhaben: «Ich und die andere Frau: wir gehen schwimmen.»

Wir können mit der Formulierung «ich und die andere(n)» einen dieser Aspekte betonen, alle drei Aspekte gemeinsam aussagen oder hören (wollen). Wir müs-

sen den Aussagegehalt interpretieren und können dabei eigene Akzente setzen.

Setzen wir den Akzent «Teilhabe» und «Gemeinsames», wird die Ausrichtung der Andersheit auf die Frage danach, was-wer das Eigentliche ist, ausser Kraft gesetzt. Statt dessen stellt sich die Frage: Was ist den Beteiligten gemeinsam? Woran haben sie gemeinsam Teil? Was gemeinsam tun sie? Bei «eine Frau – anderes – eine Frau» handelt es sich dann um zwei Frauen und etwas, worauf sie sich gemeinsam beziehen. Anstatt einen Mann oder eine Frau zum Mass einer Frau zu erheben, verschiebt sich die Perspektive also dahingehend, dass wichtig wird, was das Dritte ist, an dem beide teilhaben oder das sie gemeinsam tun: Was ist das, das ihnen ein Selbes ist?

### Die Differenz: Wechselspiel von Verschiedenheit und Gemeinsamkeit

Die Logik der Differenz beinhaltet eine Besonderheit: Sie definiert immer etwas Gemeinsames. Wenn wir etwas unterscheiden, ziehen wir ein Kriterium heran, das den Unterschied fasst: die Grösse, das Gewicht, die Zeit, der Ort, die Herkunft, die kulturelle und soziale Einbindung, körperliche Eigenschaften, die Wünsche usw. Das Kriterium ist das, was dem Unterschiedenen gemeinsam ist. Es definiert die Differenz.

Manchmal sind mehrere solcher Kriterien untrennbar miteinander verbunden: die Person, ihr weiblicher Körper, ihre Beziehung zu anderen, ihre Position in der Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort zusammen mit dem, was sie will und tut. Im Falle des Verständnisses von Frausein passiert es uns schnell, dass wir vor allem ein Kriterium herausgreifen und es absolut setzen: das Körperliche. Als einziges das Körperliche herauszugreifen führt zu einem reduzierten Verständnis von (geschlechtlicher) Identität. Oft ist zugleich das Verständnis des Körperlichen entlang des Körper-Geist-, Unbewegt-Beweglich- und Innen-Aussen-Dualismus verkürzt. Damit grenzen wir das, was das Gemeinsame der Frauen ausmacht, auf einen einzigen Aspekt ein. Frausein erweckt gleichzeitig den Anschein von etwas Starrem. In der Folge übersehen wir die Unterschiedlichkeit, die gerade durch das Bewegliche entsteht und sich nicht selten an äusseren Momenten festmacht.

Die Differenz hat eine doppelte Seite. Sie birgt den Unterschied und die in diesem erscheinende Gemeinsamkeit. Das Wissen um die doppelte Seite der Differenz kann frauenpolitisch genutzt werden. Die Bedeutung der Klage um die fehlende Solidarität oder politische Zuschlagskraft der Frauen beispielsweise fächert sich auf. Nach über dreissig Jah-

ren Frauenbewegung und der durch sie entstandenen Veränderungen und Öffnungen ist es notwendig, erneut danach zu fragen, was heute, hier und jetzt (neue) Gemeinsamkeiten von Frauen sind. Um diese Frage für die Gegenwart angemessen zu beantworten, gilt es zu beachten, dass Frausein geschichtlich zum Ausdruck kommt. Frauen zudem verschieden sind und sich unterscheiden. Daher muss nachgehakt werden: Woraufhin unterscheiden sie sich heute?

In den erfassten Unterschieden lassen sich wiederum Gemeinsamkeiten spezifizieren und festhalten. Hat man solche Gemeinsamkeiten herausgeschält, muss erst recht gründlich unterschieden werden: Teilen die anwesenden Frauen die neu entdeckte Gemeinsamkeit uneingeschränkt? Auf welche unterschiedlichen Weisen sind sie mit ihr verbunden? Wie beziehen sie sich jeweils darauf? Wie wollen sie sich darauf beziehen? Bedeutet es Unterschiedliches für sie? Worin besteht jeweils die Bedeutung? Diese Fragen kann keine einzelne Person für andere beantworten. Hier muss der Dialog eingeklagt werden, immer wieder von Neuem.

Wenn es um gemeinsames Tun geht, stellen ferner verschiedenartige Verfügbarkeit über die Lebenszeit, differierendes Bedürfnis nach Quantität und Qualität von Engagement, unvereinbare Wünsche im Veränderungsbedarf, die unterschiedliche Leidenschaftlichkeit der Personen, aber auch die oft widersprüchliche Bereitschaft, sich zu binden, weitere Quellen von Differenzen dar. Auch sie können im Dialog zur Sprache kommen, aktiv aufgegriffen und austariert werden.

Ausserdem erzeugt die menschliche Sozialität selbst Differenz und Differenzen. So gehört es zur menschlichen Natur, dass Menschen beieinander sein wollen. Sie wollen miteinander zu tun haben und Gemeinsames herausbilden. Dabei sind sie jeweils einzigartig, also verschieden. In Anbetracht ihrer Bindungen wollen sie manchmal gerade auch für sich sein. Obendrein wollen sie sich aktiv voneinander unterscheiden. In diesem Spannungsfeld steckt eine Kraft, die zur Destruktion des Beziehungsgefüges führt, wenn sie nicht als eine einzige Bewegung ernst genommen wird. Dann kann sie aber auch genutzt werden.

### Die weibliche Politik der Differenz

Die Frauen des Mailänder Frauenbuchladens haben die Kraft der Dynamik, die das miteinander verbunden und dabei verschieden Sein, das sich aneinander binden und sich dabei unterscheiden Wollen erzeugt, ins Zentrums ihres Denkens und Tuns gestellt. Dies hat eine kleine Revolution ausgelöst: Während einer ihrer heftigen Diskus-

sionen hat eine Frau ausgesprochen, dass Frauen verschieden sind. Dass Frauen verschieden sind, wissen wir alle. Dieser Satz wurde zuvor bestimmt schon tausendmal geäussert. Die Mailänderinnen haben in diesem Augenblick allerdings verstanden, dass die Verschiedenheit der Frauen der Schlüssel zu einer tiefgreifenden Veränderung der weiblichen Existenz, des Verständnisses menschlicher Bezogenheit und folglich auch der Welt ist. Sie haben angefangen, die Verschiedenheit der Frauen entlang ihrer konkreten Erfahrungen zu benennen und über die Praxis nachzudenken, wie Frauen mit ihr umgehen. Ausserdem suchen sie nach situationsangemessenen Weisen, diese Praktiken zu erneuern.

Die Italienerinnen stellen dabei die Weltlichkeit der Frauen in den Vordergrund ihrer Bestimmung der weiblichen Existenz. Die Welt liegt zwischen den Frauen. Zwischen den Frauen liegt die Welt. Dabei ist die Welt das grösste Dritte, das Frauen gemeinsam ist und Unterschiede zwischen ihnen erzeugt. Die Welt ist ferner ihr Lebens- und Handlungsraum. In ihr wollen Frauen mit Wohlbehagen leben. Ausserdem erwächst die Welt direkt aus dem Tun der Menschen. Mit der Welt sind Frauen daher mit dem konfrontiert, an dessen Vorhandensein sie unmittelbar beteiligt sind und worauf sie daher auch den grössten Einfluss nehmen können.

Auf die Verschiedenheit der Frauen, wie sie in der Beziehung zur Welt sichtbar wird, zu achten, führt dazu, Frauen nicht auf ein Klischee von Weiblichkeit oder auf eine Idee über ihre Natur festzulegen. Denn auch durch die Beziehung mit anderen Frauen, die die Welt stiftet, können Frauen das eigene Geschlecht finden. Im Zusammenhang der Welt zeigt sich die menschliche Weise, wie Frauen miteinander verbunden, und das umfasst auch, weiblich sind. Die Welt ist die äussere, menschliche Ursache und Bedingung von Weiblichkeit. Dabei steht die Welt zwischen Frauen. Sie versammelt und unterscheidet sie. Beispielsweise kann die Welt einerseits Distanz eröffnen, wenn zwei Frauen sich zu nah kommen, zu ähnlich geworden sind oder aber für ununterscheidbar gehalten werden. Im Leben und im Tun einer anderen Frau können andererseits Möglichkeiten des Handelns entdeckt werden, die die eigene weibliche Existenz erweitern und vervollkommen. Die Formel, die die italienischen Denkerinnen zur Aktivierung der Wechselseitigkeit von Frauenbeziehungen und Welthaftigkeit gefunden haben, lautet: Zwischen mich und die Welt: eine andere Frau. Zwischen mich und eine andere Frau: die Welt.

Statt in der anderen Frau also einen Spiegel für das unabänderlich Gemeinsame – eine gemeinsame weibliche



«Natur» – zu suchen, wird wichtig, in der Beziehung zwischen Frauen die Differenz zu aktivieren. Dabei regen die Italienerinnen dazu an, diejenige Differenz in den Vordergrund zu rücken, die ein Mehr beinhaltet: ein Mehr an Möglichkeiten, so dass die eigenen Möglichkeiten erweitert werden können. Durch die Ungleichheit der Situationen und der Möglichkeiten entsteht Bewegung. Das Begehren wird entfacht. Dabei kann eine Frau zugleich das selbe wie eine andere – beispielsweise Ministerin – sein wollen, zugleich aber für sich festhalten, dass sie die erstrebte Position anders ausfüllen will. Sich auf eine andere zu beziehen, kann mit einer Differenzierung einhergehen. Sich aktiv voneinander unterscheiden kann wiederum ein Ausdruck von Bindung sein: der Unterschied stellt die Verbindung dar. Er kann eine Verbindung sichtbar werden lassen, sie erzeugen und vielleicht auch stärken. Die Mailänderinnen schlagen nun vor, dass in dem Fall, in dem das gemeinsame Vorhaben stagniert, aktiv geschaut wird, wie dies mit dem Verhältnis von Inhalt und Beziehungsqualität zusammenhängt. Denn was in den Beziehungen möglich ist, ist das Mass für die Bearbeitung der Inhalte. Ist also das Verhältnis zwischen dem Inhalt und den beteiligten Personen sowie ihren Beziehungen angemessen? Könnten die

Möglichkeiten der gegenwärtigen Beziehungen für die Verarbeitung der Inhalte erweitert werden? (Frauen-)Beziehungen werden damit ebensowenig zum Selbstzweck wie die Inhalte. Die Kunst der Politik der Frauenbeziehungen besteht darin, Inhalt und Beziehungen ins richtige Verhältnis zueinander zu bringen. Die Arbeit an den Unterschieden ist der Weg hierzu.

Das heisst: Ich muss mich nicht mit allen gut verstehen oder alle sympathisch finden. Aber es muss soviel davon da sein, dass ich und wir gut miteinander das, was uns in einer bestimmten Situation gemeinsam ist, tun und uns gegebenenfalls miteinander freuen können. Hierzu braucht es ein *situationsangemessenes* Mindestmass an Vertrauen. Dafür wiederum steht das Stichwort «affidamento», das im deutschen Sprachraum zum Schlagwort für den italienischen Ansatz geworden ist. «affidamento» heisst: sich im Pflegschaft geben, sich anvertrauen. Dies ist wie gesagt keine schöne Idee, sondern eine Praxis. Eine Praxis des Verhandlens um die Tragfähigkeit der gemeinsamen Beziehungen in Zusammenhang mit konkreten Inhalten.

Die Verhandlung um die Tragfähigkeit einer Beziehung beginnt dabei immer mit der Verhandlung mit sich selbst: Will ich mich öffnen? Wenn nur die anderen sich verändern sollen, dann kann

ich es gleich lassen. Bin ich hingegen bereit, mich zu öffnen, dann mache ich mich nicht unnötig und nicht mehr als inhaltlich notwendig durch meine eigenen Ansprüche und Möglichkeiten von den anderen abhängig. Statt also im Entweder-Oder von schicksalhafter Zusammengehörigkeit oder Vereinzelung, Solidarität oder politischer Schwächung zu stagnieren, erweitert die Beachtung der Differenz als Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit von Gemeinsamen und Unterschieden sowie von Unterschieden und den mit diesen einhergehenden Gemeinsamkeiten das Bindungsgeschehen. Die Politik der Differenz ist eine Praxis des Bindens und Handelns, die dem Binden und Handeln den grösstmöglichen Spielraum zur Verfügung stellt, den das zwischenmenschliche Beziehungsgefüge mit sich bringt.

---

*Andrea Günter ist Philosophin und Theologin, lehrt an Hochschulen und in der Beruflichen Fort- und Weiterbildung.*

---

#### Literatur

Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981.

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1951.

DIOTIMA, *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*, Königstein 1999.

Dies., *Jenseits der Gleichheit. Die weiblichen Wurzeln der Autorität*, Königstein 1999.

Andrea Günter, *Die weibliche Seite der Politik. Ordnung der Seele. Gerechtigkeit der Welt*, Königstein 2001.

Dies., *FrauenVorBilder – Frauen Vorbilder. Die weibliche Suche nach Orientierung*, Rüsselshiem 2003.

Dies., *«Der Sternenhimmel in uns»: Transzendenz, Geschlechterdifferenz und die Suche nach Rückbindung bei Simone de Beauvoir, Luce Irigaray und den Philosophinnen von DIOTIMA*, Königstein 2003.

Dies., *Weltliebe. Gebürtigkeit, Geschlechterdifferenz und Metaphysik*, Königstein 2003.

Andrea Günter/Verena Wodtke-Werner (Hg.), *Frauen – Mystik – Politik in Europa. Mit Beiträgen aus Spanien, Italien und Deutschland*, Königstein 2000.

Luce Irigaray, *Ethik der sexuellen Differenz*, Frankfurt/M. 1991.

Libreria delle donne di Milano, *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*, Berlin 1988.

Dies., *«Sotto sopra. Mehr Frau als Mann»*, in: Gisela Jürgens / Angelika Dickmann, *frauenlehren*, Rüsselshiem 1995, 45-66.

Dies., *Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall*, Rüsselshiem 1996.

# Gleich, aber anders

Silvia Strahm Bernet

12

Wir leben im 21. Jahrhundert. Aha. Wir schauen uns um. Wo ist es denn bloss, das neue Jahrtausend? Alles, wie wir es zur Genüge kennen. Haben wir etwas anderes erwartet? Nein, nicht wirklich. Nur ein bisschen, gegen besseres Wissen. Ein klein wenig Hoffnung schlich sich unbemerkt hinter unserem Rücken hervor, eine Hoffnung, die darauf setzte, dass sich die Blickrichtung verschieben könnte. Die Hoffnung hat sich kleinlaut in eine Ecke gesetzt. Und wir? Wir sehen nichts Neues, noch nicht. Neues geschieht nur, sagt man uns, mit Recht, wenn wir uns ändern. Wenn wir die Richtung ändern. Die Welt wird enger, jeden Tag, sagt die Maus in einer Parabel von Franz Kafka und rennt und rennt, Wänden entlang, die immer näher zusammenrücken. Die Katze, am Schluss, erwartet sie schon, «du hättest nur die Laufrichtung ändern müssen», sagt sie zur Maus und frisst sie. Die Richtung ändern. Schön. Aber wie? Und wohin denn?

Zu grosse Fragen. Eine kleinere reicht auch. Was geschieht mit uns, mit den Frauen und Männern des 21. Jahrhunderts hier in Westeuropa, näher noch, hier in der Schweiz? Streifen wir das alte beengende Geschlechtskorsett ab? Oder kann es etwa nicht eng genug sein? Wird es jetzt, wo freieres Atmen möglich ist, erneut geschnürt, in aller Koketterie, ohne ökonomische Implikationen, nur um zu schauen, wie es sein könnte? Aber trotzdem nicht mehr ist, zum Glück. Es sieht fast so aus.

## Anders?

Dem Augenschein nach setzt frau nach wie vor auf Körperreiz und nicht so sehr auf Geist. Verständlich eigentlich, denn mit sexy Brüsten und Hintern kann ein Geist auf den ersten Blick nicht mithalten. Das weiss er und führt deshalb diskret hinter der Körperkulisse die Regie. Er weiss, was funktioniert, und nutzt es ungeniert. Die Madonnas und Feldbuschs dieser Welt machen es uns vor, auch die Schönheitsköniginnen mit Universitätsabschluss. Eine Vielzahl von

Frauen träumt sich hinter ihnen her. Intelligenz mit sexueller Attraktivität zu paaren, Geist mit Erotik, das ist doch sozusagen die höchste Stufe, die man im Wettkampf erreichen kann. Dem Wettkampf um was? Ja um was eigentlich? Geld? Anerkennung? Liebe? Glück? Spielt es eine Rolle? Es mag von allem ein bisschen dabei sein, aber mitspielen können ist, wie immer, das wichtigste. Dass das Spiel rund um Attraktivität, Schönheit, Erotik inzwischen auch für Männer obligatorisch werden könnte, ist zu vermuten. Die Anzeichen mehren sich und mit ihnen die schönen Männer. Vor Jahren schon warnte Nancy Friday die Frauen aufs eindringlichste, die Macht der Schönheit nicht zu unterschätzen, und drohte uns mit absoluter Bedeutungslosigkeit, wenn wir uns am Schönheitsprogramm nicht beteiligten. Die Männer, überall nach wie vor machtvoller vertreten als unsereins, könnten uns in Zukunft auch in Sachen Schönheit den Rang ablaufen und das Heft aus der Hand nehmen! Und was bleibt uns dann noch?

Inzwischen nicht mal mehr mehr als ein Sitz im Bundesrat, wo man noch nicht mal schön zu sein braucht, wie es die anwesenden Männer zur Genüge beweisen.

## Was haben wir erreicht?

Im Machtpoker bleiben Frauen jedoch nach wie vor weltweit aussen vor. Sie bleiben untervertreten in den oberen Entscheidungsetagen, ob in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder internationalen Organisationen. Viel geändert hat sich da nicht in all den Jahrzehnten, auch weiter unten nicht. Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre, die Sparprogramme allerorten bedrängen gerade Frauen, die in den Bereichen Gesundheits- und Sozialwesen, im Dienstleistungs- und Bildungsbereich stark vertreten sind, in Bereichen also, in denen jetzt tüchtig gekürzt wird. Die Berufstätigkeit der Frauen ist in der Schweiz in den letzten Jahren zwar enorm angestiegen, aber es sind in der Mehrheit Teilzeitstellen, und in wirtschaftlich prekären Verhältnissen wird, die Erfahrung zeigt es, immer gerne an alte Rollenmodelle erinnert, auch wenn diese ökonomisch nicht mehr funktionieren. Ein Einkommen reicht für viele Familien längst nicht mehr aus, die Erwerbsarbeit von Frauen ist nötig, auch für die Finanzierung der AHV, aber sie sollen doch bittschön gleichzeitig auch noch Kinder kriegen! Es gibt zwar nicht genug Krippenplätze, noch immer keine Mutterschaftsversicherung und man droht auch allen, die Kinder kriegen, inzwischen mit Armut, und Lehrstellen gibt es auch nicht genug, weil die Wirtschaft doch wegen der Rendite da ist und nicht, um Leute auszubilden, also so was auch, und an den Universitäten fin-

den wir bald nur noch die Kinder der Reichen, und wer es noch nicht weiss: Wir haben jetzt die Selbstverantwortung und wenn schon die Wirtschaft nicht genug wächst, so wenigstens die Selbstverantwortung. Ja, so haben wir uns die Zukunft nicht vorgestellt.

## Was hatten wir erträumt?

Haben wir nicht von der Umkehrung aller Verhältnisse geträumt, wenn die Geschlechterverhältnisse sich ändern? Ja, haben wir! Und wir haben nicht schlecht geträumt. Auch wenn sich das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in vielem nicht grundlegend verändert hat, ist doch vieles durchlässiger geworden, weniger eng geliebt, haben sich viele Freiräume aufgetan. Aber leider nicht nur, weil unsere guten Argumente sich in gesellschaftliche Wirklichkeit übersetzt hätten, sondern vor allem auch, weil der wirtschaftliche Nutzen von Frauen einmal mehr erkannt wurde. Nicht der Feminismus, nicht die Gleichstellungspolitik, die Wirtschaft hat die Frauen befreit, sagt man uns. So ganz falsch ist das wohl nicht, und uns wird bange. Natürlich haben wir das Credo der ökonomischen Unabhängigkeit gebetet, haben die nicht ganz heilige Dreifaltigkeit von Kindern, Küche, Kirche dank unterschiedlichster Karrieren aufgeweicht oder gar aufgegeben, aber wir wollten nicht unbedingt unser Ideale in einer Angela Merkel oder Condolezza Rice als verwirklicht betrachtet sehen. Ein Klischee, ich weiss, es gibt auch andere erfolgreiche Frauen. Und dank Angela Merkel wissen wir auch, dass Schönheit keine geforderte weibliche Zusatzqualifikation ist auf dem Weg nach oben.

## Das Gleiche, aber ein bisschen anders

Der Augenschein trügt oft und der erste Blick sieht vieles zu ungenau. Obwohl einiges unverändert scheint und viele Frauen nach wie vor ihr Leben am alten Weibchenprogramm auszurichten scheinen, so ist doch hinter den Kulissen eine andere Frau am Werk, sagen uns die jungen Frauen. Hoffen wir das beste! Gerne lassen wir alten Skeptikerinnen uns eines Besseren belehren und schauen erwartungsvoll in die Zukunft: Vielleicht folgt ja auf den zur Nacktheit befreiten Bauch nun auch ein ausgelüfteter Geist! Wir üben uns in Optimismus. Wir träumen davon, dass all die Push-ups nicht nur die Brüste nach oben pressen, sondern auch ein paar neue Gedanken in die Welt, und dass die spitzen Schuhe vieler Frauen an ein paar Dornen erinnern, die zum Vorschein kommen könnten, wenn man sich ihnen in den Weg stellt.

*Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin, Publizistin und FAMA-Redaktorin und arbeitet in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.*

# Dazugehören oder ausge- schlossen bleiben

Ein- und Ausschluss im  
Migrationskontext

Stefanie Gass

Gesellschaftliche Ordnungen, die das Zusammenleben in nationalen Gesellschaften regeln, sind nicht starr, sondern unterliegen kontinuierlichen Aushandlungsprozessen. Die Nation wurde sozial konstruiert, ihre Bedeutungen erfunden<sup>1</sup> und die historischen Ereignisse, die zur Entstehung demokratischer Nationalstaaten führten, sind prozesshaft gewachsen. Die staatliche Zugehörigkeit wurde dabei zu einem elementaren Merkmal, um zwischen dem «Wir» der StaatsbürgerInnen und den «Anderen», die nicht dazugehören, zu unterscheiden. Die Frage, wie die Grenze zwischen den Mitgliedern der nationalen Gemeinschaft und den «Anderen» gezogen wird, ist abhängig vom Nationenbild der jeweiligen Staaten. Die nationale Ordnung wird heute in der Schweiz durch eine Migrationspolitik geprägt, welche neben dem Regelwerk der Bürgerrechtsvergabe auch das Asyl- und das Ausländerrecht sowie die Personenfreizügigkeitsabkommen mit der EU beinhaltet. Über Migrationspolitiken versuchen gesellschaftliche AkteurInnen Einfluss zu nehmen auf die Diskurse und Entscheidungen, welche Zugehörigkeit und Ausschluss gestalten. Im folgenden Artikel gehe ich der Frage nach, welche Mechanismen zur Definition des Andersseins führen, welche Instrumente dabei wichtig sind und genutzt werden und welche Kriterien beigezogen werden, um Personen zur «Wir-Gruppe» oder zu den «Anderen» zu zählen. Im Zentrum meiner Perspektive liegt der Staatsbürgerschaftserwerb als ein Hauptinstrument der sozialen Schliessung. Ich stütze mich in erster Linie auf die Studie von Achermann & Gass (2003)<sup>2</sup> zum Einbürgerungsprozess in Basel sowie auf aktuelle migrationspolitische Diskussionen.

## «Wir» und die «Anderen»

Der Einschluss in die und der Ausschluss aus der nationalen Gemeinschaft kann als nationale Schliessung bezeichnet werden und ist ein kontinuierlicher Prozess, durch den eine Ge-

sellschaftsordnung hergestellt und aufrechterhalten wird. Diese ordnenden Handlungen aller gesellschaftlicher AkteurInnen werden getragen von Diskursen und migrationspolitischen Regelwerken, die sich gegenseitig prägen. Daraus folgt, dass immer wieder neu definiert wird, welche Nicht-BürgerInnen teil-eingeschlossen werden und welche ausgeschlossen bleiben, um ein «Wir»-Gefühl stetig neu zu schaffen und aufrechtzuerhalten. Je nach politischer Ausrichtung und der damit verbundenen Schweizbilder sind stärkere Ausgrenzungsmechanismen oder grössere Anerkennung von Pluralität die Folge. Diese Zugehörigkeitspolitik hat ihr Fundament und zugleich ihr Instrument in den ausländerrechtlichen Sonderregelungen wie dem Ausländer-, Asyl- oder Bürgerrechtsgesetz. Die daraus entspringenden Kategorien des «Wir» und des «Anderen» schaffen eine Ordnung, welche sich durch alle gesellschaftlichen Bereiche und Lebensrealitäten hindurchzieht. Um auf gesellschaftliche Herausforderungen oder Wahrnehmungen, politische Debatten, Ängste und vielfältige Realitäten zu reagieren, wird die soziale Schliessung durch immer neue Inhalte und Mechanismen geprägt. Dadurch haben und behalten die nationalen AkteurInnen die Definitionsmacht über erwünschte und nicht erwünschte Personen und kreieren jeweils aktuelle und kontextorientierte Sinnzusammenhänge. Wurden einst GastarbeiterInnen, ItalienerInnen, tamilische Familien als fremd und anders beurteilt, gelten heute in den dominanten Reden Asylsuchende, Sans-Papiers und Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien als die «Gefürchteten» und werden als so genannt Unerwünschte vermehrt ausgeschlossen und diskriminiert.

Migration und nationales Streben nach innerem Zusammenhalt sind im Kontext transnationaler Mobilität und Globalisierung zu verorten. Der schweizerische Nationalstaat basiert auf dem Konzept der Abstammungsgemeinschaft. Das heisst die Vorstellung der homogenen Nation wird durch ethnisch-kulturelle Kriterien geprägt. Die Suche nach Homogenität und Einheitlichkeit lässt sich historisch dadurch erklären, dass eine nationale Einheit hergestellt werden musste. Dieses Kreieren und «Basteln» von nationalen Inhalten um die Ideen der Nation aufrechtzuerhalten, kann verstanden werden als Instrument «imagologischer Bastelei»<sup>3</sup>. Diese versucht, den Zusammenhalt der Nation zu stärken, indem unterschiedliche und über die Zeit veränderbare Sinnzusammenhänge zu einer nationalen Identität und unverwechselbaren Eigenart konstruiert werden. Die nationale Intention, dadurch ein gemeinschaftliches «Wir» zu schaffen und die

soziale Integration zu fördern, schaffte als Gegenprozess die Definition des sowie die Abgrenzung vom «Anderen» oder «Fremden».

## Fünf Ebenen

### staatsbürgerlicher Rechte

Die Migrationspolitik leitet den gesellschaftlichen Umgang mit den als «fremd» und «anders» Definierten. Auf unterschiedlichen Ebenen und in gesellschaftlichen Teilbereichen wie jenen der Bildung, der Arbeit, der Gesundheit, des Wohnens, der politischen Beteiligung u.a. ist dabei erkennbar, dass die als «anders» und «fremd» wahrgenommenen BewohnerInnen ausgegrenzt und benachteiligt werden. Der Zugang von Migrantinnen und Migranten zu solchen gesellschaftlichen Gütern ist abhängig von ihrem Aufenthaltsstatus, dem Geschlecht, der Herkunft und Bildung. Die Felder, in welchen MigrantInnen auf Grund ihrer Sonderbehandlung durch das Ausländerrecht ausgegrenzt oder teil-eingeschlossen werden, können als fünf Ebenen staatsbürgerlicher Rechte bezeichnet und unterschieden werden: die bürgerlichen, politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Rechte. In der bürgerlichen Dimension geht es um rechtliche Gleichstellung und den Aufenthaltsstatus. Auf der politischen Ebene steht die politische Partizipation, auf der ökonomischen die Integration in den Arbeitsmarkt im Zentrum. Die wohlfahrtsstaatlichen Rechte sind Elemente der sozialen Rechte. Die kulturellen Rechte schliesslich beinhalten die Frage nach Differenz sowie das Aushandeln von Normen und das kulturelle Kapital im Sinne von Bildung, Wissen und Sprachkenntnissen. Auf allen fünf Ebenen finden Auseinandersetzungen um Ein- und Ausschluss statt, bei welchen die beteiligten AkteurInnen über ungleiche Ressourcen verfügen, um ihre Strategien und ihre Interessen der Teilhabe oder des Ausschlusses zu verteidigen. Migrantinnen stossen dabei vermehrt auf Hürden, da die Kombination von Geschlecht und Migrantinsein doppelt ausgrenzend wirkt. Der Aufenthaltsstatus von Migrantinnen z.B. wird immer wieder an den Verbleib beim Ehemann geknüpft, der Zugang zum Arbeitsmarkt ist für Migrantinnen auf Grund nicht anerkannter Qualifikationen nicht selten verschlossen. Zudem erschweren einseitige Bilder von Migrantinnen, eingeeengte Familienvorstellungen und geschlechterstereotype Rollenzuschreibungen Migrantinnen den Zugang zu den verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen zusätzlich.

## Staatsbürgerschaft als Instrument sozialer Schliessung

Zwei Hauptmechanismen dienen der sozialen Schliessung: Einerseits dient

die territoriale Kontrolle und die Definitions-macht über die Zulassung zur Schweiz als das Instrument der externen nationalen Schliessung. Im Innern des Nationalstaates wird andererseits durch die interne Schliessung versucht, die gewünschte Ordnung und den nationalen Zusammenhalt aufrechtzuerhalten. Ein spezieller Ort der internen Schliessung und der Auseinandersetzung um Einschluss bisher teilweise Dazugehöriger ist der Staatsbürgerschaftserwerb. Die Staatsbürgerschaft ist jene Institution von Zugehörigkeitsdefinition, welche die Wohnbevölkerung eines Landes in «Eigene» und «Andere» entmischt. Die Staatsbürgerschaft verleiht den BürgerInnen Rechte und Pflichten, schreibt legale und formale Identität zu und regelt das Verhältnis zwischen den einzelnen BürgerInnen und dem Staat. Das Einbürgerungsverfahren kann dabei verstanden werden als jener Ort der Performanz, in welchem ausgehandelt wird, wer weiterhin über andere Ausgangslagen verfügt und anders behandelt wird und wer zum Status der Zugehörigen wechseln kann. Die Staatsbürgerschaftvergabe ist somit jener Mechanismus sozialer Schliessung, durch welchen der volle Einschluss in die nationale Gemeinschaft zu erreichen versucht wird.

### **Dazugehören oder ausgeschlossen bleiben**

Die Aushandlungsprozesse um Einbürgerung zwischen MigrantInnen und dem Staat sind getragen von unterschiedlichen Interessen und geprägt durch ungleiche Macht- und Ressourcenverteilungen zwischen den AkteurInnen.

Die genannte Studie in Basel zeigt, dass die EinbürgerungskandidatInnen durch den Bürgerrechtserwerb in erster Linie Gleichberechtigung, Sicherheit und Zugehörigkeit anstreben.<sup>4</sup> Zentrale Ressourcen für die positive Bewältigung und das Erleben des Einbürgerungsprozesses sind in erster Linie der Besitz einer C-Bewilligung (Niederlassungsbewilligung) oder in Ausnahmefällen einer B-Bewilligung (Jahresaufenthaltsbewilligung). Eine Rolle spielt zudem, wo und wie eine Person ausgebildet ist, wie sich ihre sozioökonomische Ausgangslage darstellt und ob sie Migrationserfahrungen hat. Um sich der Frage nach unterschiedlichen Ressourcen im Einbürgerungsverfahren sowie den Interessen und Strategien der EinbürgerungskandidatInnen anzunähern, wurden für die Studie drei Typen von KandidatInnen konstruiert: Dies entlang der Merkmale Bildung, Beruf, Aufenthaltsdauer, Einbürgerungsgründe und Interessen, wobei wir feststellten, dass die Bildung das bedeutendste Unterscheidungskriterium ist. Wer in der Schweiz die Ausbildung absolviert,



zur Schule geht, eine Lehre abschliesst (Typ 1 genannt), verfügt kaum über Schwierigkeiten, sich einbürgern zu lassen. Der Unterschied zu den anderen beiden Einbürgerungstypen, welche über eine Hochschulbildung aus dem Herkunftsland verfügen oder sich in der Schweiz weiterbilden (Typ 2) sowie jenen KandidatInnen, welche ihre gesamte Grundbildung im Herkunftsland erwerben (Typ 3) ist bezüglich der Bewältigung des Einbürgerungsprozesses markant. Die Ausgangslage für meist in der Schweiz geborene, so genannte AusländerInnen der zweiten Generation, welche die gesamte Schulzeit in der Schweiz durchlaufen, stellt sich als optimal dar. Typ 2 verfügt auf Grund seiner Bildung oder Weiterbildung über mehr Ressourcen bezüglich Wissen und Informationen als Typ 3 und ist zudem sozioökonomisch besser gestellt. Schlechteste Voraussetzungen für eine Einbürgerung hat Typ 3, der aufgrund bemängelter Deutschkenntnisse oder Kenntnisse über die Schweiz Mühe hat, die Staatsbürgerschaft zu erhalten.

### **Stereotype Bilder**

Neben bildungsspezifischen Unterschieden, welche die Einbürgerung prägen, haben Bilder über MigrantInnen und ihre Lebensrealitäten grosse Relevanz im Verfahren. Die Studie in Basel und einbürgerungs- und migrationspo-

litische Debatten zeigen, dass bei gesellschaftspolitischen und behördlichen AkteurInnen stereotype Bilder und Kulturalisierungen vorherrschen, welche die Erwartungen an EinbürgerungskandidatInnen prägen und das «Andere» sowie das «Eigene» definieren. Durch pauschalisierende Bewertungen der Nationalität, der Religionszugehörigkeit, der Bildung, der Geschlechterrollen und Familienverhältnisse, des Bezugs von Sozialleistungen werden die EinbürgerungskandidatInnen in Gruppen eingeteilt, bewertet und die einzelnen KandidatInnen dadurch negativ oder positiv beschrieben. Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien, der Türkei, MuslimInnen sowie IV-BezügerInnen, MigrantInnen, welche in ungelernten Berufen arbeiten oder erwerbslos sind, gelten als zu «fremd» oder als nicht passend, um in die nationale Gemeinschaft aufgenommen zu werden.<sup>5</sup> Das Bild der islamischen oder spezieller der türkischen Frauen, welche aufgrund bemängelter Deutschkenntnisse bewertet werden, zeigt eine weitere Kulturalisierungsleistung der Behörden. Die angeblich fehlenden Kenntnisse und Fähigkeiten werden in patriarchalen Traditionen und fehlender Bildung geortet und kulturellen Zugehörigkeiten zugeschrieben. Fragen nach strukturellen Gründen werden dabei selten gestellt.

### Diffuse Begriffe

Die nationalen und kantonalen sowie kommunalen Einbürgerungsreglemente verleihen den Behörden Ermessensspielräume in der Beurteilung von KandidatInnen und in der Entscheidungsfindung. Unbestimmte Gesetzesbegriffe und somit unklare Anforderungen wie jene der «Integration» oder gar «Assimilation» ermöglichen, dass die Behörden diese Begriffe und dadurch die Erwartungen mit eigenen Inhalten füllen. Somit wird in der Verfahrenspraxis möglich, dass an Schlüsselstellen im Einbürgerungsprozess unsachliche und subjektive Ansprüche und negativ konnotierte Stereotypen, diffuse Erwartungen an die Lebensführung, die Charaktereigenschaften und die Persönlichkeit zum Tragen kommen und diskriminierende Entscheide mitbewirken. Diskurse über «Fremde» und normal gewordene Bilder über die «Anderen» bestimmen somit den Einschluss in oder den Ausschluss aus der nationalen Gemeinschaft.

### Neue Konzepte für vielfältige Realitäten

Eine pragmatische Möglichkeit, um zu verhindern, dass unsachliche und diffuse Bilder der Schweiz und der SchweizerInnen Einbürgerungsentscheide prägen, wäre, auf die Bewertung unklarer Anforderungen zu verzichten. Das heisst, von der Prüfung von Integration, Assimilation oder Vertrautheit mit dem nationalen Leben u.ä. abzusehen. Um Ausgrenzungsmechanismen einzudämmen, muss Migrationspolitik dominante und kulturalistische Bilder und Vorstellungen von Migrantinnen und Migranten entlarven und hinterfragen. Als eine konzeptionelle Erneuerung der gesellschaftlichen Ordnung wären gleiche Rechte für die vielfältige Wohnbevölkerung zu etablieren. In einem solchen Konzept basiert die Mitgliedschaft auf dem Verständnis persönlicher Rechte sowie dem Wohnort und wird von der ethnisch-kulturellen Bindung und Identitätsbildung gelöst. Durch die Trennung der beiden staatsbürgerlichen Elemente Recht und Identität können einerseits die diffusen und kontinuierlich ändernden Beschreibungen des «Fremden» und «Anderen» reduziert werden. Andererseits kann diese Trennung verhindern, dass diffuse Ideen und Ansprüche die rechtliche Stellung der MigrantInnen beeinflussen. Die Zugehörigkeitspolitik wird dadurch den gesellschaftlichen Bedingungen angepasst. Durch die Trennung der Elemente Identität und Recht können wichtigen Interessen sowohl des Staates wie auch der EinbürgerungskandidatInnen Rechnung getragen werden. Erstens erhält die gesamte Wohnbevölkerung grundlegende Rechte zugestanden. Zweitens wird die Frage vom vollständigen Zu-

gang zu Grundrechten und der daraus folgenden rechtlichen Gleichbehandlung entkoppelt vom Zwang der Anpassung an eine vorgestellte schweizerische Eigenart. Im Sinn eines Verfassungspatriotismus bildet die gemeinsame Rechtsbasis die normative Basis des Staates und der Zusammengehörigkeit als jenes Moment, welches den gesellschaftlichen Zusammenhalt sichert und als gemeinsame Werte- und Handlungsbasis dient. Der Zwang zur Anpassung an ein diffus vorgestelltes nationales Ideal, welches ethnisch-kulturell gedacht wird, wird somit überflüssig.

---

*Stefanie Gass ist Ethnologin und Migrationsbeauftragte des cfd.*

---

- 1) Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt a.M./New York 1993.
- 2) Christin Achermann/Stefanie Gass, *Staatsbürgerschaft und soziale Schliessung. Eine rechtsethnologische Sicht auf den Einbürgerungsprozess der Stadt Basel*, Zürich 2003.
- 3) Guy Marchal, *Das Schweizeralpenland: Eine imagologische Bastelei*, in: Guy Marchal / Aran Mattioli, *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*, Zürich 1992.
- 4) *Diese Erkenntnis stammt aus der genannten Studie Achermann/Gass und kann modellhaft auf die schweizerische Einbürgerungspraxis übertragen werden. Siehe dazu weiter: Pascale Steiner / Hans-Rudolf Wicker, Paradoxien im Bürgerrecht. Sozialwissenschaftliche Studien zur Einbürgerungspraxis in Schweizer Gemeinden*, Zürich 2004.
- 5) *Siehe dazu auch Achermann/Gass, a.a.O.*

## «damit es anders anfängt zwischen uns allen»

Jacqueline Sonego Mettner

Seit ein paar Wochen engagiere ich mich für die Erhaltung des Schulfachs Biblische Geschichte an der Primarschule im Kanton Zürich. Ich bin selber erstaunt, wie wichtig mir die Sache geworden ist, und ich frage mich, warum das so ist.

Dazu mache ich eine nur auf den ersten Blick überraschende Erfahrung, die mich darin bestätigt, mit dem Engagement für die Erhaltung des Zugangs zu den biblischen Geschichten, Bildern und Werten für alle Kinder auf dem richtigen Dampfer zu sitzen: In meiner Wohngemeinde in der Agglomeration Zürich haben mehr als zehn Prozent der gesamten Bevölkerung innert zwei Wochen eine Petition unterschrieben, welche die lokale Behörde zum Angebot des Schulfachs biblische Geschichte auffordert. Zu den Unterzeichnenden gehören mehrheitlich Eltern, die sich selber als kirchlich distanziert bezeichnen, die aber gerade deshalb wollen, dass ihre Kinder einen Ort bekommen, an dem sie die biblischen Traditionen kennen lernen können.

### Nötige Kunde vom Anderen

Warum ist das so? Ich vermute Folgendes: Die Eltern spüren, dass ihre Kinder Kunde brauchen vom Anderen. Sie ahnen, wie öde und leer, wie geheimnislos und banal, wie ziellos und bedrückend ein Leben wäre ohne das, was von Gott her als Anderes in die Welt kommt. Eltern wollen, dass Kinder etwas hören von Frieden und Gerechtigkeit und von der Hoffnung darauf. Sie wollen, dass Kinder gesagt bekommen, dass das Leben ein Wunder ist und wir als Menschen füreinander und für die ganze Schöpfung verantwortlich sind. Eltern merken, dass Dinge wie Solidarität, Einstehen für die Schwachen, Achtsamkeit gegenüber allem Lebendigen und Zeit, die Stille zu hören, Mangelware geworden sind in unserer Welt. Sie sagen es wohl selten mit diesen Worten, aber sie unterschreiben die Petition für die Biblische Geschichte.

## Neue Offenheit für das Andere von Gott her

Die jetzige Generation von jungen Eltern ist nicht mehr damit beschäftigt, sich mit den lebensbehindernden Aspekten von Religion zu beschäftigen. Die «Gottesvergiftung» eines Tilman Mosers berührt sie nicht und die fundamentalistischen und Intoleranz fördernden Tendenzen der Religion werden höchstens beim Islam beklagt. Das Christentum und die Kirche sind für viele so weit weg, dass sie wieder offen werden für das, was an Lebensstärkung und Förderung der Menschlichkeit von dort her für ihre Kinder einfließen könnte. Denn dass sie genau das brauchen, das merken sie. Kinder und Menschen überhaupt können nicht gedeihen, wenn sie nur auf Leistung und Outfit getrimmt werden. Kinder und Menschen überhaupt können nicht leben in einer Welt, die von Gewalt und Ausbeutung, Hektik und Lärm, Geschwätz und Leere bestimmt erscheint. Wir brauchen Gegenwelten, die Anderwelt Gottes. Das wird mir immer deutlicher.

## Die Anderwelt hat verändernde Kraft

Als feministische Theologin, die durch die Schule der Religionskritik gegangen ist, kenne ich die Versuchungen, denen die Kirchen im Verlauf ihrer Geschichte immer wieder erlegen sind und die auch heute, bei dem neu erwachten Interesse an Religion und Spiritualität vorhanden sind. Als Erstes nenne ich den Irrtum, die Offenheit für die Anderwelt Gottes betreffe nur den privaten Bereich des Lebens. Eine Stunde wöchentlich mit ein paar schönen Geschichten für das Gemüt. Nein, so ist das nicht gemeint. Die Erinnerung an die Befreiung der versklavten Menschen aus Ägypten zum Beispiel ist eine «gefährliche Erinnerung» mit Folgen für heute. Wer heute die Leidenschaft Gottes für eine andere Welt erkennt, wird nicht darum herumkommen, zu sehen, wo heute Menschen versklavt werden, wo heute gedemütigt wird, wo heute Menschen ihre Seele oder ihr Leben verlieren im Hunger nach Brot, das ihnen nicht gegeben wird. Auch bei den neu erwachten Formen von Spiritualität und Glauben wird sich Spreu von Weizen scheiden, wenn es darum geht, die gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen des Hörens auf das Andere von Gott her zu finden und sich vernehmlich auch dort zu engagieren. Den Entsolidarisierungstendenzen in unserer Gesellschaft kann nicht begegnet werden durch Fluchtbewegungen in nette, religiös gefärbte Nischen. Es braucht die Bereitschaft zum Widerspruch gegen den Sozialabbau und die Diffamierung derjenigen, die schwach und abhängig sind. Es braucht Kreativität und politisches Durchhalte-

vermögen, um andere Modelle für die Verteilung von Arbeit und von Gütern zu entwickeln und umzusetzen. Die Anderwelt Gottes ist eine Kraft zum Ändern und zum Ändern.

Das zweite Missverständnis eines neuen Lauschens auf das Andere von Gott her ist die Verfälschung des Gemeinten in einer fundamentalistischen Verengung. Es ist nicht zu übersehen, dass äusserst konservative, mit frauenverachtenden Regeln versehene, fundamentalistische, so genannt christliche, Bewegungen gerade unter jungen Menschen und dabei eben auch Frauen Zulauf finden. Die Unübersichtlichkeit der Welt und die oft als Überforderung empfundene Anforderung, sich ständig entscheiden zu müssen, macht Orte, Gemeinschaften und ideologische Systeme attraktiv, die klar vorschreiben, wer sich wem und was unterzuordnen hat.

## Unsere Leidenschaft

Als Drittes benenne ich das, was Li Hangartner in ihrem Jubiläumsbeitrag zu 20 Jahren FAMA bezüglich des Feierns von feministisch-theologisch bewegten Frauen gesagt hat: «Haben wir uns zu wenig gefragt, was unsere Leidenschaft ist? Und anstelle dieser Leidenschaft zu sehr die Attraktivität des gottesdienstlichen Erlebens in den Vordergrund gestellt?» Wir stehen immer in der Gefahr, im Machen zu vergessen, wozu wir machen.

«Was meinst du, warum es nötig ist, vom Anderen Gottes in dieser Welt zu sprechen?» habe ich die junge Frau, meine neunzehnjährige Tochter gefragt. «Vielleicht, damit es noch so etwas gibt wie soziale Gerechtigkeit und Verantwortung füreinander?» meinte sie nach einigem Nachdenken. Ich bin davon überzeugt, dass auch junge Frauen die Leidenschaft für das «Leben in Fülle und Gerechtigkeit» für alle Menschen, wie sie leitend war und ist für die verschiedenen Formen von feministischer Theologie, in sich haben und es darauf ankommt, miteinander zu merken, was diese Leidenschaft heute konkret bedeutet; damit es endlich «anders anfängt zwischen uns allen» (*Hilde Domin*).

---

*Jacqueline Sonego Mettner, verheiratet, fünf Kinder, evangelisch-reformierte Pfarrerin in der Gemeinde Maur bei Zürich, FAMA-Redaktorin.*

---

# Literatur

## Literatur zum Thema

**Andrea Maihofer, Geschlecht als Existenzweise**, Frankfurt a. M. 1995.

**Sybille Becker, Leib, Bildung, Geschlecht**, Münster 2003.

**Sybille Becker (Hrsg.), Das Geschlecht der Zukunft**. Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt, Stuttgart 2000.

**Feminismus, Gender, Geschlecht**, Zeitschrift Widerspruch, Heft 44.

**Liesel Hermes, Gender und Interkulturalität**, Stauffenberg 2003.

**Hannelore Faulstich-Wieland, Einführung in Genderstudien**, UTB 2003.

**Marion Strunk, Gender Game**, Konkursverlag 2002.

**Claudia Quaiser-Pohl/Kirsten Jordan, Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben**, C.H.Beck 2004.

## Buchbesprechungen

**Elisabeth Schüssler Fiorenza, Grenzen überschreiten**: Der theoretische Anspruch feministischer Theologie. Ausgewählte Aufsätze, LIT Verlag Münster 2004.

Einige der Bücher von Elisabeth Schüssler Fiorenza sind leider nie ins Deutsche übersetzt worden, andere sind bereits vergriffen. Umso wertvoller ist dieser Sammelband; er enthält einzelne feministisch-theologische Aufsätze, die den deutschsprachigen LeserInnen zum Teil zum erstenmal zugänglich gemacht werden. «Grenzen überschreiten» stellt nicht nur ideologische Grenzziehungen, Ausgrenzungen und Begrenzungen kritisch-theologisch in Frage. Es buchstabiert auch erneut feministische Grundfragen und Visionen wissenschaftlich aus, da viele immer noch – oder schon

wieder – glauben, dass Feminismus und feministische Theologie sowie Befreiungstheologien aller Art überholt sind oder ihre Ziele erreicht haben.

Die in diesem Band versammelten Aufsätze wollen «zum Engagement mit einer kritisch-politischen feministischen Theorie und Theologie der Befreiung einladen», schreibt die Autorin in der Einleitung. Sie sprechen zwar Frauen als Subjekte von Theologie an, dürfen aber keinesfalls weder als Forschungsbeitrag über «die Frau» noch einfach als Gender/Geschlechtsstudien verstanden werden. Sie begrenzen sich auch nicht auf die so genannte Frauenfrage: «Vielmehr suchen sie eine herrschaftsfreie gesellschaftliche, religiöse und kirchliche Wirklichkeit feministisch anzudenken.» Sowohl der Überlebenskampf ausgebeuteter Frauen als auch die gesellschaftlich-religiösen Visionen und Träume von vielen unterschiedlichen feministischen Befreiungsbewegungen stünden im Zentrum der Aufmerksamkeit und Arbeit. Dieses Werk lädt besonders junge LeserInnen ein, den feministisch-religiösen Traum von Gerechtigkeit und Wohlergehen für alle ohne Ausnahme kritisch weiter zu träumen und ihn immer wieder neu in die Wirklichkeit umzusetzen.

*Li Hangartner*

**Angela Berlis/Manuela Kalsky (Hg.), Alltägliche Transzendenz.** Postmoderne Ansichten zu Gott, Forum Religionsphilosophie Bd. 2, LIT Verlag, Münster 2003.

Wo und wie ist Gott mitten im Alltag zu finden? Die traditionelle Vorstellung eines unveränderlichen, allmächtigen Gottes auf seinem himmlischen Thron ist passé. Doch hat die fortschreitende Säkularisierung der westlichen Welt nicht zu a-religiösen Menschen geführt. Die nicht eingelösten Versprechen der Aufklärung nähren die postmoderne Sehnsucht nach einer neuen religiösen Verzauberung der Welt. Das Bedürfnis nach einer Spiritualität, die dem täglichen Leben Richtung und Sinn vermitteln kann, ist überall spürbar.

Die Autorinnen und Autoren gehen von Alltagserfahrungen aus, um den theologischen Begriff Transzendenz neu zu deuten. Sie beziehen Fragen der postmodernen Gesellschaft und den Ruf nach Frieden und Gerechtigkeit dabei ein. Körperlichkeit und zwischenmenschliche Beziehungen werden nunmehr zu Fundorten für das Göttliche.

Die Theologinnen Angela Berlis und Manuela Kalsky sind am Dominikanischen *Studienzentrum für Theologie und Gesellschaft* in Nijmegen tätig. Sie arbeiten an einem Forschungsprojekt über Heilsvorstellungen in der Postmoderne.

**Eleonora Bonacossa, Der weibliche Sinn in der Welt: Iris von Roten,** Neue Aspekte aus der Sicht der Geschlechterdifferenz, Königstein/Taunus 2003.

Die in Deutschland lebende italienische Autorin unternimmt es, das Leben und Werk der Schweizer Feministin Iris von Roten von der Theorie der Geschlechterdifferenz her neu zu lesen. Iris von Roten hatte mit ihrem 1958 erschienenen Buch «Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau» einen Skandal ausgelöst. Das später in Vergessenheit geratene Buch wurde 1991 vom eFeF-Verlag neu aufgelegt und die WoZ-Journalistin Yvonne-Denise Köchli schrieb dazu 1992 ein Buch unter dem Titel «Eine Frau kommt zu früh.» Viele Leserinnen staunten damals ob der Aktualität der Gedanken von Iris von Roten und ihr Buch erreichte innert kurzem eine dritte Auflage.

Ich selber hatte es damals verpasst, «Frauen im Laufgitter» zu lesen. Da mir das italienische Denken der Geschlechterdifferenz einigermaßen vertraut ist, schien mir das Buch von Bonacossa eine willkommene Gelegenheit, mich nun aus dieser Sicht mit Iris von Roten zu befassen. Die Autorin führt zuerst in die Biographie von Iris von Roten ein und in die Reaktionen auf das Erscheinen ihres Buches. Sie zeigt auf, wie prägend für Iris von Roten die weibliche Generationenkette vor ihr war mit bedeutenden Frauen in ihrer Familie.

Im weiteren Verlauf des Buches nimmt Bonacossa verschiedene Themenbereiche aus «Frauen im Laufgitter» auf und stellt Beziehungen her zum Denken der Geschlechterdifferenz. Poetische Titel laden ein, ihr zu folgen. Ein Kapitel ist der Arbeit gewidmet als Möglichkeit, die eigene Freiheit zu bekunden. Es folgt ein Kapitel zu den Reisen von Iris von Roten unter dem Aspekt «ausgehen von sich selbst» gemäss der Beobachtung, dass für Iris Roten Reisen immer bedeutete «für sich alleine aufzubrechen». Ein weiteres Kapitel ist dem Thema Mutterschaft gewidmet und zum Schluss geht es um die von ihr geforderte Neuordnung der Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern entlang den Themen Hausarbeit und Kinderbetreuung.

Als Leserin gewinne ich so einen Einblick in Leben und Anliegen von Iris von Roten und – durch Zitate – in die Kraft ihrer Sprache. Leider fällt die Sprache von Eleonora Bonacossa daneben ab – immer wieder erscheint sie mir als unbeholfen, etwa, wenn sie am Eingang jedes Kapitels ausschweifend erklärt, was sie im betreffenden Kapitel machen wird, ohne dass ich daraus aber neue Erkenntnisse gewinnen könnte.

Mit den Verknüpfungen zum Denken der Geschlechterdifferenz geht es mir ähnlich: Die Autorin legt interessante Fäden aus, doch lässt sie mich damit

öfters einfach stehen. Immer wieder ist unklar: Warum führt sie jetzt gerade diese Autorin an? Referiert sie jetzt eigentlich Iris von Roten, ihre eigene Position oder etwas aus der Theorie der Geschlechterdifferenz? Feministischen Leserinnen vielleicht bekannte Autorinnen werden öfters völlig unvermittelt eingeführt. Warum z.B. ist im Kapitel über die Neugestaltung der Arbeitsteilung gerade Nancy Chodorow die Referenzgrösse, die vorher im ganzen Buch keine Rolle gespielt hat?

Auch die Theorie der Geschlechterdifferenz wird, so scheint es mir, durch das Buch von Bonacossa nicht vermittelt, sondern in einem Sinn vorausgesetzt, der mich als Leserin öfters peinlich berührt. Es ist die Bezugsgrösse schlechthin, ohne dass begründet wird, warum. Das gipfelt darin, dass die Autorin Iris von Roten symbolisch den Titel «Frau aus einer anderen Welt» verleiht, ein Ausdruck, den Luisa Muraro als eine der führenden Denkerinnen der Geschlechterdifferenz geprägt hat. Ebenso unangenehm berührt mich, dass die Autorin immer von «Iris» schreibt, als hätte sie sie persönlich gekannt und sei mit ihr befreundet gewesen.

Schade, dass solche Details meinen Lesefluss immer wieder stören und meine Aufmerksamkeit von den anregenden Gedanken abziehen. Doch vielleicht lese ich jetzt endlich «Frauen im Laufgitter» im Original oder wieder mal ein Buch von Luisa Muraro zum Denken der Geschlechterdifferenz.

*Ursula Vock*

**«Verwurzelt im Land der Olivenbäume»**

Das letzte von Sumaya Farhat-Naser erschienene Buch «Verwurzelt im Land der Olivenbäume», herausgegeben von Dorothee Wilhelm, Manuela Reimann und Chudi Bürgi, ist im vergangenen Jahr sowohl auf englisch als auch auf französisch erschienen. Beide Bücher sind im Buchhandel erhältlich.

**Sumaya Farhat-Naser, Daughter of the Olive Trees.** A Palestinian Woman's struggle for Peace, Reihe Lenos International 2003, Fr. 29.80.

**Sumaya Farhat-Naser, Le cri des oliviers.** Une Palestinienne en lutte pur la paix, Genève 2003, Fr. 32.

## Glückwünsche

Unmittelbar nachdem unser Jubiläumsheft in Druck gegangen ist, haben uns folgende Gratulationsbriefe erreicht:

Liebe Frauen von der Redaktion, FAMA ist famos! Kreativ, lebensnah, kritisch-reflektiert, witzig, informativ! Wir schätzen diese interessanten Mischungen aus Erfahrungsbezug und Wissenschaft, Kunst und Kritik, Praxis und Theorie, die die Feministische Theologie und diese Zeitschrift auszeichnen. Dabei ist jedes Heft zugleich eine Inspiration mit eurer speziellen Art, Themen aufzugreifen und zu benennen, den Blick schräg hinter die nächste Gedankenecke zu führen und damit zu weiten.

Wir möchten noch viele weitere Jahre FAMA lesen.

*Im Namen aller Kolleginnen  
Gisela Matthiae*

*Studienleiterin Anna Paulsen Haus,  
Gelnhausen*

Liebe FAMA-Frauen!

Ich nehme gerne Euer 20-Jahr-Jubiläum der FAMA zum Anlass, Euch allen ganz herzlich für die geleistete Arbeit zu gratulieren. Ihr wisst ja, dass ich die FAMA für die beste feministisch-theologische Zeitschrift halte. Ich wünsche Euch ganz viel Mut und Energie für die FAMA, viele Ideen, freche und kluge Texte und Bilder und und und ... Ich freue mich auf jede Nummer!

Mit allen meinen guten Wünschen für Euch und für die FAMA

*Helga Kohler-Spiegel*

## Berichte

### Gender: Radikalisierung der Geschlechterfrage oder Feminismus light?

*Tagung an der Paulus Akademie  
Zürich vom 3. April 2004.*

Spannend war die Tagung, erfreulich gut besucht, was inzwischen bei feministischen Fragestellungen keine

Selbstverständlichkeit mehr ist. Junge Frauen, ältere Frauen, Frauen, die schon einiges wussten, Frauen, für die die Fragestellung neu(er) war, alle kamen auf ihre Rechnung. So gab es dank dem Eingangsreferat von Andrea Maihofer eine sehr klare Einführung und geschichtliche Herleitung von Fragestellung und Begrifflichkeit *Geschlechterforschung*. Damit war die Grundlage geliefert für Ergänzungen, Konkretisierungen und auch für das Gegenargument und den kritischen Einwand. Wurde das Thema im Plenum andiskutiert, konnte das eigene Interesse in verschiedenen Ateliers weiterverfolgt werden. Eine von der Tagungsleiterin Brigit Keller gut geführte Plenumsdiskussion war sicher für viele nochmals eine Gelegenheit zur weiteren Klärung der eigenen Position.

Ein paar Hauptpunkte des Referates: Frauenforschung wird durch Geschlechterforschung nicht überflüssig. Dennoch geht sie einen Schritt weiter, indem sie das *Geschlechterverhältnis* ins Zentrum rückt. Der Fokus liegt auf Frauen, Männern und dem Verhältnis der beiden. Sie untersucht das Geschlecht als gesellschaftliches Strukturprinzip, die Formen der gesellschaftlichen Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit und die Geschlechterverhältnisse innerhalb eines Geschlechtes. (Als Beispiel wird das im 18. Jh. entstandene bürgerliche Männlichkeitsideal genannt, das gleichzeitig den Adel abwertet. Es handelt sich um eine Klassenauseinandersetzung, in der das Bürgertum sein Männlichkeitsideal des weissen, heterosexuellen Mannes durchsetzt. Parallel dazu erfolgt die Etablierung eines Mütterlichkeitsideales, das den Frauen nicht einfach von Männern aufgezwungen wird, sondern von Frauen selbst offensiv gegen andere Frauen (den weiblichen Adel) ins Feld geführt wird.)

Das Geschlecht ist aber nicht mehr bloss eine Strukturkategorie, sondern ein Prozess; soziale Interaktionen schaffen die Geschlechter. Die Frage ist: Wie wird Geschlecht als *natürlich* gegebenes *hergestellt*, so dass wir glauben es seien natürliche Ursachen, die die Geschlechtsunterschiede hervorbringen? Auch das biologische Geschlecht ist Teil des Diskurses, wird in diesem Sinne hergestellt, so die These. Was bedeutet es aber für eine Gesellschaft, dass sie sich zentral über das Geschlecht organisiert? Dass sie Hierarchien geschlechtlich strukturiert?

Wichtig ist es, die Prozesse zu durchschauen, die Individuen und Gesellschaften vergeschlechtlichen, die Individuen zu einem Geschlecht werden lassen. Wichtig ist es auch, zu realisieren, dass gesellschaftlicher Wandel nur verstanden werden kann, wenn der Wandel im Geschlechterverhältnis gesehen wird; aber auch umgekehrt: Man

muss die gesamtgesellschaftliche Entwicklung im Blick haben, um die Geschlechterverhältnisse erklären zu können. Was wir momentan erleben ist paradox: Einerseits gibt es revolutionäre Veränderungen und andererseits stabilisiert die selbe soziale Situation traditionelle Geschlechterverhältnisse. Eine reale Paradoxie von Wandel und Persistenz!

*Silvia Strahm Bernet*

### FrauenKirche Zentralschweiz: Mitgliederversammlung 2004 setzt neue Impulse für die Zukunft

«Wenn die Zeiten schlecht sind, tu etwas. Wenn es funktioniert, mach weiter. Wenn es nicht funktioniert, tu etwas anderes. Aber gib nicht auf, tu etwas.» Unter diesem Motto von Audre Lorde trafen sich knapp vierzig Frauen und ein Mann, um anlässlich der Mitgliederversammlung des Vereins FrauenKirche Zentralschweiz die Zukunft zu entwerfen. Drei Modelle, die an einem Workshop anfangs Februar vorgeschlagen wurden, standen zur Diskussion. Die drei Vorschläge reichten

- von einer Minimalvariante mit der Fachstelle im Zentrum, einem verkleinerten Vorstand und lose verbundenen Projekten über
- die Idee der strukturellen Angliederung der Fachstelle an eine der Landeskirchen bis zum
- Modell eines Kirchenraumes mitten in der Stadt.

Eine Arbeitsgruppe (Lisianne Enderli, Li Hangartner, Beata Pedrazzini und Silvia Strahm Bernet) hatte den Auftrag entgegen genommen, diese drei Modelle auszuarbeiten, auf ihre Chancen und Realisierbarkeit hin zu prüfen und das Resultat der Mitgliederversammlung vom 27. Mai vorzulegen.

In der Diskussion um die drei Modelle wurde denn auch sehr schnell klar, dass das Modell «Anschluss der Fachstelle an die katholische Landeskirche Kanton Luzern» unrealistisch ist, unter anderem auch deshalb, weil die Fachstellen nur administrativ der Landeskirche unterstellt sind, inhaltlich jedoch der Diözese Solothurn.

Absolute Zustimmung erhielt die Minimalvariante, die ja im Grunde genommen schon seit etwa zwei Jahren praktiziert wird. Fast ebensoviel Zustimmung erhielt das Modell Kirchenraum, das sich mit der Minimalstruktur bestens realisieren lässt. Die Idee eines eigenen Raumes war ganz offensichtlich bestechend und weckte Fantasien, zumal konkrete Abklärungen bereits gemacht worden waren: Es handelt sich um die Mariahilf-Kirche, die mitten in der Altstadt liegt und keine Pfarrkirche im eigentlichen Sinn ist. Eigentümerin der Kirche ist die Stadt Luzern, von der die Zusage vorlag, dass wir die Kirche auf Zusehen hin benützen dürfen. Aus

der Runde der anwesenden Vereinsmitglieder bekundeten sieben Frauen Interesse, ein Nutzungskonzept zu erarbeiten. Die Formulierung «auf Zusehen hin» könnte einengend sein für neue, grosse Entwürfe. Sie kann aber auch, wie Silvia Strahm Bernet in ihrer Vorstellung des Modells zu Recht bemerkte, entlasten. Entlasten in dem Sinn, dass wir nicht für die nächsten zwanzig oder fünfzig Jahre Verantwortung übernehmen müssen, sondern einfach die Gelegenheit wahrnehmen können, auszuprobieren, uns leiten zu lassen von dem, was uns beflügelt, umzusetzen, wovon wir schon immer geträumt haben: einen – wenn auch befristeten – Ort zu schaffen, den wir prägen und gestalten können, einen heiligen Raum, der vielleicht zu einem Ort der Begegnung werden kann, zu einem Ort der Unterbrechung mitten in der Geschäftigkeit der Altstadt.

*Li Hangartner*

## Hinweise

### Wibrandis Rosenblatt – Die Frau der Reformatoren

*Vortrag von Prof. Dr. Susanna Burghartz, Historisches Seminar der Uni Basel*

Donnerstag, den 19. August 2004, Martinskirche Basel, 18 Uhr.

Auf dem Höhepunkt der reformatorischen Auseinandersetzungen in Basel heiratete Wibrandis Rosenblatt 1528 den Reformator Johannes Oekolampad, der ihre religiösen Kenntnisse ebenso schätzte wie ihre Fähigkeiten als umsichtige Hausfrau. Priesterehen waren zu diesem Zeitpunkt noch immer ein Skandal und zugleich ein öffentliches Zeichen für den neuen Glauben. Mit ihrer Verheiratung wurde Wibrandis zu einer Pfarrfrau der ersten Generation. Sie behielt diese neue Lebensform auch nach dem Tod von Oekolampad bei und heiratete nacheinander die beiden bekannten Strassburger Reformatoren, Wolfgang Capito und Martin Bucer.

Wibrandis Rosenblatt war eine engagierte Parteigängerin der Reformation: Ihr Leben war durch Aufbrüche geprägt, aber auch durch Gefährdungen und Verluste, die typisch für diese Zeit der Unruhen und Umbrüche waren.

Im Anschluss an den Vortrag feierliche Enthüllung einer Gedenktafel zu Ehren von Wibrandis Rosenblatt (1504 – 1564) am Pfarrhaus der Martinskirche und Apéro.

Initiiert vom Verein Frauenstadtrundgang Basel und der Reformierte Kirche Basel-Stadt.

### «Die Hohe Kunst des Älterwerdens – Herbstfarben» – Kongress vom 20. und 21. November 2004 in Basel

Der von *Perspectiva* in Riehen angebotene Kongress will mutmachende Orientierungen und Perspektiven zum The-

ma «Älterwerden» eröffnen und hat dazu hochkarätige Referentinnen und Referenten eingeladen. Pater Anselm Grün, Annemarie Pieper, Monika Renz und Pfarrer Ernst Sieber werden über spirituelle Fragen sprechen. Der Manager Thomas Druyen, die Soziologen Francois Höpflinger, Ueli Mäder und Alt-Nationalrätin Angeline Fankhauser werden soziale und wirtschaftliche Aspekte des Älterwerdens aufgreifen. Julia Onken, Hans Jellouschek und Elisabeth Schlumpf werden sich mit Fragen des Zusammenlebens und der eigenen inneren Entwicklung auseinandersetzen. Am Samstag Abend wird die Gruppe «Echo» mit Corin Curschellas zum Konzert aufspielen. Der Kongress steht unter dem Patronat von Pro Senectute Schweiz.

*Programm und Anmeldung bei: Perspectiva, Bahnhofstr. 63, Postfach, 4125 Riehen, Tel. 061 641 64 85, info@perspectiva.ch.*

*Weitere Informationen: www.herbstfarben.ch.*

*Kosten: zweitägige Veranstaltung: Fr. 220.–, Tageskarte: Fr. 120.–*

### Bisher erschienene Titel der Zeitschrift FAMA

- 1/85 Schwesternstreit
- 2/85 Keuschheit
- 3/85 Matriachale Spiritualität
- 4/85 Weihnachten
- 1/86 Feministische Theologie
- 2/86 Frauenfragen – Luxusfragen?
- 3/86 Frauen und Amt
- 4/86 Lasst uns Menschen machen (Gen- und Reproduktionstechnologie)
- 1/87 Wurzeln
- 2/87 Pfingsten
- 3/87 Macht – Ohnmacht
- 4/87 Landnahme
- 1/88 Kreuz
- 2/88 Erlösung
- 3/88 Hexen
- 4/88 Frauen-Widerstand
- 1/89 Liebe
- 2/89 Institutionen – drinnen/ draussen
- 3/89 Wenn Frauen kritisch die Bibel lesen
- 4/89 Mitleid
- 1/90 Frauen-Arbeit
- 2/90 Feministische Patriarchinnen – patriarchale Feministinnen
- 3/90 Rollen-Bilder
- 4/90 Miriams Töchter (Jüdische feministische Theologie)
- 1/91 Antijudaismus
- 2/91 FrauenBlicke auf die Schweiz
- 3/91 Erotik
- 4/91 Feministische Theologie auf dem Lande
- 1/92 Conquista
- 2/92 Wut
- 3/92 Feindbilder – Friedensvisionen
- 4/92 Theodizee – Der Riss in der Schöpfung

- 1/93 Sexuelle Ausbeutung
- 2/93 Tugenden – Untugenden
- 3/93 Blick über die Grenzen
- 4/93 Frauen-Science-fiction
- 1/94 Alte Bilder – neu
- 2/94 Fatimas Töchter
- 3/94 Multikulturalität
- 4/94 Heldinnen
- 1/95 Schwestern über Kontinente (3. Welt-Theologinnen)
- 2/95 Heiliges Feuer
- 3/95 Krypta – Tradition im Verborgenen
- 4/95 Kirche in Schräglage
- 1/96 Lieber barbusig als barfüssig
- 2/96 Herumtreiberinnen
- 3/96 Altern
- 4/96 Neue Mütter? Neue Töchter?
- 1/97 Raus aus der Kirche, rein ins Ritual?
- 2/97 Lob der Faulheit
- 3/97 Frauensichten auf die Wirtschaft
- 4/97 Inkarnation im Frauenleib
- 1/98 Gott oh Gott
- 2/98 Früchte des Verstehens Elisabeth Schüssler Fiorenza zum 60. Geburtstag
- 3/98 Essen
- 4/98 Schmerz
- 1/99 Allmachts Phantasien
- 2/99 Spiegel – Inszenierung
- 3/99 Erkundungen zu Spiritualität
- 4/99 Nirgend – Wo? (Utopie)
- 1/00 Sinn/ Sinne
- 2/00 Hurra – wir leben noch! – Feministische Theologie heute
- 3/00 Facetten des Bösen
- 4/00 Frauen und Tod
- 1/01 Loch
- 2/01 Körper teilen – Körperteile
- 3/01 Feminismus heute?
- 4/01 Du darfst
- 1/02 Gier
- 2/02 Religion – Gewalt – Politik
- 3/02 Tier und wir
- 4/02 Herz – Herzeleid
- 1/03 WeltenRäume
- 2/03 Intimität
- 3/03 Haar-haarig
- 4/03 Kanon
- 1/04 Scham
- 2/04 20 Jahre FAMA

### 4. September 2004: Schweizer

#### Frauensynode in Basel

«anders – wie denn sonst?»

Informationen und Anmeldung unter [www.kirchen.ch/frauensynode](http://www.kirchen.ch/frauensynode)

### Querbeet Feministisch –

#### Theologische Wege der

«dritten Generation»

*Tagung für Frauen und Männer in Boldern, Männedorf, vom 13.8.2004, 16.00 Uhr bis 15.8.2004, 12.30 Uhr*  
Informationen und Anmeldung unter: [www.boldern.ch/pdf/querbeet.pdf](http://www.boldern.ch/pdf/querbeet.pdf)

## Impressum

### Herausgeber:

Verein zur Herausgabe  
der feministisch-theologischen  
Zeitschrift FAMA

### Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel  
Li Hangartner, Luzern  
Monika Hungerbühler, Basel  
Susanne Schneeberger Geisler, Bern  
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur  
Doris Strahm, Basel  
Silvia Strahm Bernet, Luzern  
Ursula Vock, Möriken

### Administrations- und

#### Redaktionsadresse:

Verein FAMA  
c/o Susanne Wick  
Lochweidstr. 43, 9247 Henau  
E-Mail: zeitschrift@fama.ch  
Internet: www.fama.ch

### Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

### Druck:

Gegendruck GmbH, Luzern

### Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–  
GönnerInnenabo Fr. 40.–  
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–  
Abonnementsbestellungen siehe:  
Administrationsadresse  
Kündigungen bis spätestens drei  
Monate vor Ablauf des Abos.  
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

### Retours:

Verein FAMA  
Susanne Wick  
Lochweidstr. 43  
9247 Henau

## Inhaltsverzeichnis

Editorial (Monika Hungerbühler)	2
Andere Familienformen – neue Geschlechterarrangements (Andrea Maihofer)	3
Ist die Schule «zu weiblich»? (Karin Grütter)	6
Jenseits der Andersheit: Die weibliche Politik der Differenz (Andrea Günter)	9
Gleich, aber anders (Silvia Strahm Bernet)	12
Dazugehören oder ausgeschlossen bleiben. Ein- und Ausschluss im Migrationskontext (Stefanie Gass)	13
«damit es anders anfängt zwischen uns allen» (Jacqueline Sonogo Mettner)	15
Literatur	16
Forum	18

## Bildnachweis

Die Fotos stammen von Barbara Seiler, Luzern.

## Hinweis

### 20 Jahre FAMA:

#### Stadtrundgang und Apéro am 29. August 2004 in Luzern

Unter dem Titel «FAMA meets MADONNA» erarbeiteten vier FAMA-Redaktorinnen eigens für das Jubiläum einen theologisch-kulturgeschichtlichen Stadtrundgang durch Luzern. Die Stationen verbinden Fragen, Einsichten, Denkwege, Ansprüche und Hoffnungen der Feministischen Theologie mit ausgewählten und zum Teil unerwarteten Orten in Luzern. Dabei wirkt Maria gleichsam als verbindendes Element – sie ist in Luzern allerorten anzutreffen.

Der Rundgang beginnt um 15 Uhr bei der Hofkirche und dauert ca. 2 Stunden. Apéro ab ca. 17.15 Uhr.

Kosten: Fr. 30.– (reduz. Fr. 20.–) für den Rundgang und Apéro.

Anmeldung erforderlich bis 6. August 2004 bei FAMA-Administration (Adresse siehe nebenan).

Weitere Rundgänge:

Donnerstag, 16. September 2004, Beginn 18.30 Uhr

Freitag, 15. April 2005, Beginn 18.30 Uhr

Kosten: 20.–/15.–; Voranmeldung erwünscht an FAMA-Administration.

Zum Rundgang erscheint ein Leporello. Dank beigefügtem Stadtplan ist auch eine selbständige Tour möglich. Zu beziehen ab Ende August für Fr. 5.– zuzüglich Porto bei Verein FAMA c/o Susanne Wick.

## In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Erinnerungsorte**

## Mitarbeiterinnen dieser Nummer

**Stefanie Gass**, Muristr. 13, 3006 Bern

**Andrea Günter**, Lorettostr. 62, D-79100 Freiburg

**Karin Grütter**, bildbar Bildung Beratung Projekte, Dornacherstr. 192, 4053 Basel

**Monika Hungerbühler**, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel

**Andrea Maihofer**, Zentrum Gender Studies, Bernoullistr. 28, 4056 Basel

**Jacqueline Sonogo Mettner**, Kirchweg 3, 8124 Maur

**Silvia Strahm Bernet**, Klosterstr. 11, 6003 Luzern